

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 2.      Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.      Berlin, 14. Januar 1894.      Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.      XXI. Jahrg.



In der Strickstunde. — Siehe Seite 16.  
Nach dem Bilde von W. Zehme.

Nachdruck verboten.

## Die goldene Hand.

Eine abenteuerliche Geschichte von Rudolph Straß.

**S**abelhaft langweilig, solch eine Eisenbahnfahrt durch die bessarabischen Steppen! Endlos dehnen sie sich hinter dem träge rollenden Zuge, endlos vor ihm, der noch einen vollen Tag dahinkucken muß, bis er die Grenze der Cultur, die Zollstation Rodwoloczyska erreicht. Zu beiden Seiten der Coupé-Fenster Steppen, nichts als Steppen! Die flachen, mit braungeädertem Grase bedeckten Bodenwellen scheinen sich so recht behaglich in die Weite zu recken und zu strecken, bis sie, in der Gluth des Julitages flimmernd, fern am Horizonte mit dem blaßblauen Himmel in eins zusammenfließen.

Salle einem etwas Gescheidtes ein bei solcher Hitze! Mein Coupé-Genosse und ich haben bereits die scharfsinnigsten Bemerkungen ausgetauscht, ohne doch zu der

Würze der Unterhaltung, der Meinungs-Verschiedenheit, zu gelangen. Wir waren stets derselben Ansicht. Wir trafen uns in der Empfindung, daß es ein Unglück sei, bei solcher Hitze in den spärlichen Bahnhof-Restaurants keine anderen Getränke als kochendheißen Thee und den unvermeidlichen Schnaps zu bekommen; wir begegneten uns in dem Ingrimm über die schneckenähnliche Fortbewegungsart des Zuges, in der Langeweile überhaupt und der Ueberzeugung insbesondere, daß das russische Reich unbedingt zu den verunglückten Erzeugnissen der Schöpfung gehöre. Dann schwiegen wir wieder.

„Sie sehen übrigens schlecht aus,“ bemerkte ich nach einer Weile zu meinem Gefährten, einem blonden, bekümmert dreinschauenden Herrn in den Dreißigern. Sein lebendiges, von abenteuerlichen Einfällen sprechendes Gesicht war in der That nicht einmal bleich; es hatte eine direct gelbliche Färbung, zu der das bläuliche Weiß der Augäpfel und der Lippen überraschend stimmte.

„Schlecht?“ wiederholte mein Gegenüber gedankenvoll, „... ja ... man sollt' es glauben ...“

„Allerdings die Hitze ...“

„Nicht die Hitze,“ — der Fremdling starrte hinaus in die Steppe, „etwas anderes ...“

„Ein Abenteuer? — Erzählen Sie doch!“

Der Reiz, sich sprechen zu hören, ist groß, doppelt groß bei solch eintöniger Fahrt. Mein Gefährte sah einige Augenblicke vor sich hin und brannte sich dann entschlossen eine Cigarette an. „Ich glaube,“ meinte er, „daß wir uns nicht wieder treffen werden, wenn wir in Kralau oder Wien diese verwünschte Fahrt enden. Ich will Ihnen eine merkwürdige Geschichte erzählen:

Stellen Sie sich vor, Sie stögen mir jetzt plötzlich in's Gesicht, wie Sie mir da gegenüber sitzen, — oder ich Ihnen, das bleibt sich gleich! Es handelt sich dabei um eine und dieselbe Sache, einen Eisenbahn-Zusammenstoß. Ich bin viel gereist und habe Erfahrung in derlei. Sehe ich einen meiner Mitpassagiere auf mich zufliegen, so weiß ich, daß es höchste Zeit ist, das Coupé zu verlassen ...

Das that ich denn auch vor acht Tagen auf der

kleinasiatischen Bahn zwischen Haidar-Pascha und Ismidt, in der Gegend von Malatya. Das ist eine einleitige Bahn. Die Türken hatten an jedem Ende einen Zug losgelassen und hofften, daß Allah die Sache ordnen werde. Allah unterließ das. Mich aber beschützte er und verhalf mir zu einem glücklichen Sprunge aus dem sich in seine Bestandtheile auflösenden Zuge.

Es wird Ihnen wohl aufgefallen sein, daß man bei dergleichen Gelegenheiten meist mit dem Kopfe voran landet und sich hierauf überschlägt. Ich besorgte dies dreimal und fand mich alsdann unten am Rande der Böschung sitzen. Ueber mir stand oben der Zug, eine zwei Stodwerke hoch in einander geschobene Masse von Holzstücken, Eisentheilen, Polstern, Koffern und Gemüselöpfen, darauf thronend zwei sauchende und zischende Locomotiven, gleich zwei Hirschen, die sich im Kampfe mit den Geweißen verfangen haben, und zu beiden Enden der Masse eine Reihe schiefstehender Wagen, aus denen allerhand Menschen: Türken, Neger, Levantiner und anderes Volk, herausging oder herausstob. Eine Anzahl von diesen Leuten war getödtet, andere waren verwundet; am meisten schrien die unverletzt Gebliebenen.

Das Erste bei solchen Gelegenheiten ist gewöhnlich, daß man sich sorgfältig von Kopf bis zu Fuß betastet und bei der Entdeckung jedes neuen unverletzt gebliebenen Gliedes eine lebhaft Befriedigung nicht zu unterdrücken vermag. Damit war ich zu Ende; Uhr und Brieftasche fehlten auch nicht, und so stand ich denn auf, um zu sehen, was es weiter gäbe, und sah zu meinem Erstaunen, daß sie neben mir saß.

Ich sage sie, weil ich damals ihren Namen noch nicht wußte. Aber auch sonst wußte ich nichts von ihr, kannte ich nichts als ihr Neuföhres, das sich mir eingepägt hatte, während sie auf dem Bahnhof in Haidar-Pascha in den Damen-Waggon stieg. Ein etwa fünf- undzwanzig Jahre zählendes weibliches Wesen, mittelgroße, schlanke Figur, schmale Hände, schmale Hüften noch schmalere Schultern und auf den Schultern einen Kopf, — nun Sie werden unter den Kleinrussen häufig solche Köpfe gefunden haben: ein ovales Gesicht von mattgelbem Teint, mit schmalen, blaßrothen Lippen, gerader Nase und unter der niederen, von schwarzen Haarbüscheln verhängten Stirn ein Paar große, graue Augen. Später habe ich bemerkt, daß diese Augen ihre Farbe wechselten. Auf dem Meere waren sie geradezu blau. Sie konnten auch grün werden, wenn man Olga ärgerte. Und das war gar nicht schwer. Eine Kage, der Sie das Haar gegen den Strich frauen, ist ein sanftmüthiges Geschöpf dagegen.

Augenblicklich aber saß sie ganz still und fromm auf dem Boden und starrte mit großen Kinderaugen zu dem Gräuel über ihr empor. Erst nach dem Zusammenstoße war sie aus ihrem unverletzten Wagen gesprungen und die Böschung heruntergefallen. Sie hatte sich nichts gethan, das sah ich sofort; nur ein paar Grashalme in dem kurzgeschnittenen, schwarzen Haar und beträchtliche Erdschnecken auf dem grauen Reisekleid und den gelben Handschuhen! Mir imponirte der Anblick: eine junge Dame, die ganz gefaßt und ruhig, ohne jeden Schrecken an der kleinasiatischen Küste dasitzt und der Dinge harret, die da kommen sollen! Keine Thränen, kein Geschrei, nichts, was die Weiber sonst bei solchen Gelegenheiten für nöthig halten.

Meine Hilfe nahm sie übrigens gern an und dankte mir, da ich ihr Russisch nicht verstand, in geläufigem, hart klingendem Deutsch. Wir waren die einzigen eigentlichen Europäer in dem Zuge, den sie, wie ich, zu einer Vergnügungsfahrt von Kadiköi aus benutzt hatte. Ein Drogoman, ein levantinischer Fremddiener, begleitete sie. Aber der Kerl war zu nichts mehr zu gebrauchen, Halb geheulte er noch vor Angst, halb schielte er schon listern in dem Chaos umher, das seinen seit Jahren nicht gewaschenen Diebesfingern eine reichliche Beute versprach.

Was nun machen? Von oben erschallte ein wahrer Höllenlärm. Alles rannte und brüllte auf der Unglücksstätte durch einander. Immer noch sauchten die Locomotiven auf der Trümmerburg, ein Heizer war todt, ein oder zwei Hamals, d. h. Lastträger, lagen im Sterben, die Conducteure liefen auf und ab und schrieten, das Volk schrie mit und stahl, was es konnte; es war ein tolles Treiben, und für einen Franken schien es nicht gerathen, sich unter die aufgeregte Bande zu mischen. Ich merkte das, als ich versuchte, Hilfe zu bringen, und stieg die Böschung wieder hinunter.

Bei uns wäre man nun zu Fuß nach der nächsten Station gegangen. Der Orient aber ist, wie Sie wissen, das Land der Poesie. Dort giebt es noch Räuber, wirkliche Räuber mit allem Zubehör, und daß wir zwei einsam durch die türkische Ebene wandernde Europäer unzweifelhaft als beträchtliche Werthgegenstände in deren Hände gerathen würden, diese Ueberzeugung glaubte uns bei unserem Aufbruch die versammelte Menge nicht

vorzuenthalten zu dürfen. Und zur Bekräftigung ihrer Ansicht wiesen sie auf einen schwarzen Trümmerhaufen, der sich in der Nähe erhob. Vor wenigen Tagen war da ein Haus gestanden. Mißvergnügte Räuber hatten es nachts angezündet.

Wir blieben also und saßen neben einander auf dem Rajen. Die Situation war romantisch, aber ich habe immer gefunden, daß Romantik aus der Nähe betrachtet das profaischste Ding der Welt ist. Man hungert bei der Romantik, man durstet bei ihr, man wird von Ungeziefer zerstoßen und von Gaunern gebrandschatzt, — kurzum, man muß in's Theater gehen, wenn man etwas Romantisches ohne Aerger genießen will.

Wir sprachen denn auch nicht viel, sondern sahen nachdenklich in das verrückte Treiben vor uns. Die Kerle hatten sich nachgerade in einen förmlichen Kampf hineingebrüllt, ein Haufe verschleierte Türkenweiber watschelte und zeterte dazwischen; die einzigen Vernünftigen waren die Verwundeten, die, etwas abseits, still im Schatten einer Platane lagen. Ihr Anblick tröstete uns. Wir hatten zwar nichts zu essen und zu trinken, dafür aber ganze Knochen und die Aussicht, doch nicht ewig hier sitzen bleiben zu müssen.

Wir kamen sogar rascher weg, als ich dachte. Ein Dampfvolkchen zeigte sich in der Ferne, eine Locomotive, die aus irgend einem Grunde nach der nächsten Station gehen sollte, rollte heran und hielt plötzlich, wie verblüfft, hart an der Unglücksstätte. In solchen Fällen wirkt das Trinkgeld, der viel geschmähte Batschisch Wunder. Für eine Medschidje nahm der Führer mich sammt der Fremden auf, als er zurückfuhr. Wir befanden uns schon nach wenigen Minuten in der zuvor verlassenen Station Malatya und erreichten, da die Locomotive beordert wurde, sofort vom Endpunkte der Bahn einen Hülfszug heranzuholen, bald darauf Haidar-Pascha, dicht bei dem Flecken Kadiköi, den wir in ein paar Minuten durchschritten. Von dort ist eine regelmäßige Schiffsverbindung nach Konstantinopel. Wir setzten uns an der Landungsbrücke hin, wo wir auf das Dampfboot harreten.

Sie werden im Murray oder Baedeker diese Stelle jedenfalls mit einem Stern bezeichnet finden. Es ist auch in der That ein recht schöner Blick über den blauen Bosphorus hinüber nach den Kluppeln und Minarets von Konstantinopel. So aus der Ferne sieht die Stadt berückend aus. Kein Mensch ahnt den Schmutz, den dieser vergoldete Schweinefall in seinem Innern birgt.

Aber wir bewunderten die Aussicht nicht, wir dankten auch nicht, wie es unsere Pflicht gewesen wäre, dem Schicksal für unsere Rettung und sahen nicht, wie die Romanhelden, Hand in Hand, in das leise aufdämmernde Abendroth; — nein, — wir wuschen uns! Das war dringend nöthig. Ueber den Staub der Straße hatte der Qualm der Locomotive gewissenhaft eine dünne Kohlenschicht gestreut, und durch beides zogen sich, bei mir wenigstens, die Furchen, die der herabrieselnde Schweiß gerissen. Also wir wuschen uns, so gut oder so schlecht es ging, mit Hilfe unserer Taschentücher am Meeresstrande Gesichte und Hände. Nebenbei bemerkt, ist das eine zweifelhafte Sache mit dem Seewasser. Nach vollzogener Säuberung trägt man statt des Schmutzes eine Salzkruste, — das ist der ganze Unterschied. Dann klopfen und schüttelten wir die Kleider und sahen wieder so weit menschlich aus, als es im Orient nöthig ist. Viel gehört ja nicht dazu. Wer sich gewaschen hat, repräsentirt durch diese Thatfache würdig genug die Kultur des Abendlandes.

Olga Feodorowna hatte ihre gelben Handschuhe abgestreift und in die Tasche gesteckt. Mit ausgestreckter Hand zeigte sie mir das Dampfboot, das aus der Ferne heranplätscherte. Ich für meinen Theil sah nicht auf das Dampfboot hin. Ich blickte auf die nicht allzu kleine Hand, die mir dieses wies, und sah an ihr, — ob mit Ueberraschung oder Genugthuung, kann ich wirklich nicht sagen, — einen dicken goldenen Reif. Sie war also verheirathet! Natürlich, dachte ich gleich darauf bei mir, junge Mädchen irren nicht so in der Welt herum. Es ist schon bei einer jungen Frau auffällig genug.

Olga Feodorowna schien das zu fühlen. Die Weiber errathen ja häufig ganz instinctiv unsere Gedanken. Sie schüttelte die Haare aus der Stirn und stieß einen leichten Seufzer aus. „Ich habe viel geweint in diesen Tagen,“ sagte sie ganz unvermittelt zu mir. Eine kurze Pause; dann fuhr sie fort: „Ich mußte mich gestern von meinem Manne trennen. Er reiste nach Palästina weiter.“

„In Geschäften?“

„In Geschäften?“ wiederholte sie halb unwillig, halb befremdet. „Erbarmen Sie sich! . . . In Geschäften nach Palästina? — Welcher Gedanke! . . . Natürlich eine Wallfahrt!“

„Verzeihen Sie! Ich konnte es nicht wissen, ich war niemals in Rußland.“

„Mein Mann ist Großkaufmann,“ sagte Olga, ohne auf meine Entschuldigung zu hören, „erster Gilde; aber trotzdem gehört er zu den Strenggläubigen. Schon lange drückten ihn seine Sünden, und nun entschloß er sich endlich zu der Reise. Er erlaubte mir, ihn bis Konstantinopel zu begleiten, von wo ich mit dem nächsten Dampfboot wieder zurück nach Odessa fahren sollte.“

„Und warum gingen Sie nicht mit ihm?“

„Ach, der Weg ist weit und so beschwerlich! Sie sehen ja, was es für ein Land ist, diese Türkei. Er wünschte es auch gar nicht.“

„Nun, Sie haben gewiß auch nichts zu büßen.“

„Wir sind alle Sünder,“ sprach Olga langsam, indem sie sinnend über das Meer blickte: „aber, was wollen Sie?“ — und damit wandte sie mir mit kindlich schalkhaftem Lächeln ihr Gesicht zu, — „er fastet ja für uns beide, mein Ossih Timofeitch.“

Sie war in diesem Augenblicke wirklich reizend. Der Seewind spielte leise in ihren kurzen Haaren und trieb ein flüchtiges Roth in ihr gelblich-blasses Gesicht; um die Mundwinkel zuckte es im Uebermuth, als krümmten sich da tausend kleine Schlangen, und dabei blickten die Augen groß und ernst, wie die eines Kindes, ruhig auf mich hin. Ich sah sie an und sagte so schlicht als möglich: „Ich hätte Sie an Stelle Ihres Mannes nicht allein gelassen.“

„Allein?“ rief sie halb spöttisch; „Sie sind ja bei mir. Und morgen fahre ich nach Odessa zurück, zu meinen Verwandten. Aber da ist das Dampfboot, — kommen Sie!“

Auf dem Schiffe war es ziemlich voll. Es begann zu dämmern. So gingen wir hinunter in die Cabinen, wo ein böses Getümmel herrschte. Ein Trupp Gesellschafts-Reisender befand sich an Bord. Sie hatten Fege aufgesetzt statt eines praktischen Strohhuts, sodas Sonne, Wind und Staub den Gesichtern zusetzten; sie bestürmten den Impressario, die Männer suchten nach Bier, die Frauen medisirten über eine anscheinend bevorstehende Verlobung, — es hatten sich offenbar feindliche Parteien in der kleinen Reisesherde entwickelt, — vereinzelt Kinder quiekten, das Ganze war ein unangenehmes Ding. Olga hatte sich in eine Ecke gesetzt, schlürfte Thee und sah sich schweigend und spöttisch die Sache an. Sie redete überhaupt nicht viel. Eine merkwürdige Frau! Andere hätten an ihrer Stelle Bände von dem erlittenen Abenteuer erzählt. Aber diese Blasirtheit war bei ihr nicht gemacht. Sie mußte unverkennbar schon viel erlebt haben, und doch war sie, wie sie sagte, fern von der Welt zu Hause, zu Saratow, an den Ufern der Wolga, und wollte jetzt auch wieder über Odessa und Moskau dahin zurück.

Ich hielt es für angemessen, ihr auch einiges über meine Persönlichkeit zu sagen. Zu interessieren schien es sie nicht. Ein Kaufmann, der in Geschäften von Hamburg nach Konstantinopel und zurück fährt, das ist allerdings eine alltägliche Sache. „Sie sind das erste Mal im Orient?“ fragte sie zerstreut, . . . ich auch. Nehmen Sie sich nur in Acht. Es wird einem hier alles gestohlen. Mir hat man meine Uhr genommen, mein Portemonnaie, — und was weiß ich sonst noch!“

„Daran sind die unpraktischen Damenkleider schuld,“ meinte ich; „ich möchte den Dieb kennen lernen, der mir mein Portefeuille abknöpft! — Sie sehen, ich habe es an einem Lederriemchen um den Hals hängen. Man mußte mich schon gerade todt schlagen, um . . .“

Ein starkes Krachen belehrte uns in diesem Augenblicke, daß wir den Hafen von Konstantinopel erreicht und die Dunkelheit dazu benutzt hatten, längs schiffs an einen vor Anker liegenden, mächtigen Indiensfahrer anzurempeln. Wie ein gereizter Elefant schaukelte das uns thurmhoch überragende Fahrzeug hin und her. Wüthend brüllte es von dort herab, kräftige Flüche antworteten von uns unten, ein paar Balken unserer Bordwand splitterten ab und fielen in das plätschernde Wasser. Dann war der kleine Zwischenfall erledigt. Wir legten an und stiegen in Galata an's Land.

Die unterirdische Straßenbahn, die von hier nach Pera, dem Europäer-Viertel, hinaufführt, war nicht mehr im Betriebe. Wir mußten zu Fuß die steile Treppengasse überwinden. Es war ja selbstverständlich, daß auch Frau Olga in einem der dortigen Hôtels wohnte, und zufälligerweise war es dasselbe, in dem auch ich abgestiegen.

Durch den Einbruch der Dunkelheit gewinnt das innere Konstantinopel bedeutend. Man sieht den Schmutz nicht mehr. Man fühlt ihn höchstens, wenn man einmal beim Auftreten mit dem Fuße keinen Boden findet. Und dann ist man meistens in eines der Hundelöcher gerathen, in denen oft ganze Familien dieser mageren, gelben Tagelöhne hausen. Sie klaffen und belfern ringsumher, aber sie wagen keinen Angriff. Auch die scheußlichen Bettlergestalten sind jetzt von den Straßen verschwunden, das Gebrüll der Verkäufer und Pferdeträger ist verstummt, Konstantinopel liegt in tiefer Ruhe;

das heißt, es ist jetzt nicht mehr Lärm, als nachmittags auf einem mittleren deutschen Jahrmarkt. Und darüber ragt in grauen Massen der uralte Genueser-Thurm zum Nachthimmel empor, in der Ferne glißert der weißschnell fluthende Bosphorus und leuchten die weißen Minarehs, — die Traummusik des Orients klagt über der Landschaft. Olga aber wandte sich zu mir, und sagte einfach: „Ich habe einen furchtbaren Hunger.“

Und nicht lange darauf saßen wir in Nanni's Restaurant an der Grande Rue; vor uns schäumte das echte Münchner Bier, der griechische Kellner brachte die Speisefarte, und wir, — wir dachten gar nicht mehr daran, daß wir uns vor wenigen Stunden noch fremd gewesen waren. Wir lachten und plauderten, und ich glaube fast, daß ein jeder für ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise hielt.

Allmählig wurde Olga ganz ausgelassen. Sie bestellte Champagner, um unsere Errettung zu feiern, sie trällerte ein Kosakenlied vor sich hin und schüttelte sich vor Lachen über einen etwas angeheiterten englischen Capitän, dem der Kellner beim Zahlen mit ernstem Gaunergesicht eine Sammlung aller werthlosen Münzen des Orients aufhakte. Eine Cigarette zwischen den schmalen Lippen, sah sie belustigt um sich. Ihr ganzes Gesicht sprühte vor Heiterkeit, nur in den Augen blieb der ernste, beinahe forschende Ausdruck. Und sie gefiel mir immer mehr. Sie war nicht eigentlich schön, oder wenigstens nur in einzelnen Augenblicken schön, aber es war etwas so Unbestimmtes an ihr, etwas Fesselndes und Geheimnißvolles, das den meisten Frauen abgeht. Wie sie so da saß, rauchend und lachend, konnte man sie für eine Zigeunerin halten, und doch verrieth wieder jede Bewegung, jedes Wort die Dame der guten Gesellschaft. Freilich würde eine solche sich in Europa nicht mit einem fremden Herrn zeigen, aber schließlich . . . eine Russin . . . und außerdem . . . die Seltsamkeit der Umstände entschuldigte viel.

Olga schwieg wieder einmal, was, wie gesagt, ihre merkwürdigste Eigenschaft war. Nachdenklich lächelnd blies sie den Cigaretten-Rauch von sich und sah den bläulichen Wolken nach.

„Wo mag Ihr Mann jetzt sein?“ erkundigte ich mich plötzlich.

„Wer?“ . . . Olga Feodorowna fragte das ganz zerstreut und setzte dann schnell hinzu: „Ach so . . . mein Mann! . . . Der Himmel allein weiß es, wo er ist! Jergendwo auf dem Wege nach Palästina . . . Nun . . . Gott mit ihm!“

Und wieder huschten zuckend die Schlanglein um ihre Mundwinkel.

„Olga Feodorowna,“ bemerkte ich ernst, ihr Champagner eingießend, „niemand zwingt Sie, mir die Wahrheit zu sagen.“

„Und doch thue ich es,“ meinte sie gelassen. „Gott sieht die Lüge. Oder glauben Sie etwa wirklich, daß ich lüge?“ — Eine Beleidigung schien sie darin nicht zu finden. — „Nun, so kommen Sie doch mit nach Odeffa! Dort werden Sie meine Verwandten treffen. Man wird Ihnen alles bestätigen, wird Ihnen Odeffa zeigen.“ — Und schon wieder halb träumerisch: „Es ist eine schöne Stadt.“

Kommen Sie mit nach Odeffa! — Wie sich jold ein Gedanke doch blizschnell in den Kopf bohrt. Ohne daß ich es wollte, begann ich ihn zu erwägen. Zu thun hatte ich in Konstantinopel nichts mehr; ich konnte jeden Augenblick abreisen, und da ich mit der Zeit nicht zu geizen brauchte, kam es auf den Umweg nicht an.

„Man fährt in sechsunddreißig Stunden von hier nach Rußland,“ ließ sich die Stimme der Versucherin wieder vernehmen. „Morgen Mittag geht die ‚Rossija‘ aus dem Hafen ab. Bis dahin können Sie bequem Ihren Paß auf dem russischen Consulate visiren lassen. Um zwölf muß man an Bord sein, um eins wird der Anker gelichtet, um drei sind wir im Schwarzen Meer und um vier“ — ein leichter Seufzer — „seefrank.“

„Und warum reden Sie mir zu, Olga Feodorowna?“

„D,“ sagte sie halb verächtlich, „es ist ja geradezu eine Schande, so nahe an unserem heiligen Rußland zu sein und es nicht kennen zu lernen! Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet für heute; darum lade ich Sie ein, in meine Heimat zu kommen. Sie werden es nicht bereuen. — Aber wie Sie wollen! — Nein, sagen Sie jetzt gar nichts mehr. Ich will nichts mehr hören! Es wird sich ja zeigen, wer morgen an Bord der ‚Rossija‘ ist!“

Und mit diesen beinahe triumphirend gesprochenen Worten steckte sie sich eine neue Cigarette an und sah gleichmüthig in's Leere. Es war schon spät. Nur wenige Gäste saßen noch an den kleinen Tischen. Mit einer raschen Bewegung stand Olga auf. „Lassen Sie uns in's Hotel gehen!“

Ich zahlte. Sie sah zu und bemerkte lächelnd: „Ich gebe Ihnen auf dem Schiffe meinen Antheil wieder.“ Dann schritt sie an meinem Arme zu dem nahen Hotel. Auf der Treppe drückte sie mir kräftig die Hand. „Auf Wiedersehen!“ Und damit war sie verschwunden.

Ich schäme, daß ich diese Nacht wenig geschlafen habe. Um Sonnenaufgang war ich schon wieder wach und trat an's Fenster. Der Morgennebel verhüllte noch die Stadt, das Meer, die Minarehs. „La Allah Allah!“ ertönte es von einem der Thürmchen, und vom nächsten scholl dröhnend die Antwort: „Sidi Mohammed rasol Allah!“ Allah ist Allah, Herr Mohammed ist sein Prophet! Und aus der Ferne verklang es: „Eine Stunde bis zum Tode!“ . . . „Beten ist besser als Schlaf!“ und wiederum: „Allah ist Allah!“

Bei Allah, . . . mein Entschluß stand fest! — So fest und unerlöschlich, wie es nach meiner Erfahrung eben nur der schrankenlose Eifer bewirkt, mit dem wir unsere hervorragend thörichten Streiche ausführen. Und es kam auch nicht das geringste Hinderniß, auf das ich halb noch heimlich hoffte. Die Rechnung wurde bezahlt, der Paß mit Hilfe eines Balkschich unerhört schnell visirt, ein Billet erstanden, und um zwölf Uhr stieg ich, aus einem regellosen Gewirre von Lastkähnen und brüllenden Bootsteuten auftauchend, das Fallreep empor an Bord der ‚Rossija‘.

Olga Feodorowna, die ich den Morgen über nicht gesehen hatte, promenierte bereits auf dem Hinterdeck. Ohne einen Schimmer von Erstaunen hielt sie mir gelassen die Hand hin. „Guten Morgen! Wie haben Sie geschlafen?“ . . . Das war alles.

Ich erwiderte auch nicht viel. Ihre Zuversicht verdroß mich wirklich ein wenig. Schweigend standen wir neben einander und sahen in das bunte Treiben unter uns. Um unser Schiff, einen großen, schlanken Dampfer, schwammen hunderte von Ruchschalen: Frachtboote, Kähne mit Hotel-Gästen und deren Gepäck, die Schaluppen der Steuerbehörden, niedere Karren mit Dragomans und Händlern, fruchtbeladene Zollen, . . . ein tolles Gewirre. Und dazwischen rasselnd und dröhnd der Dampftrahn, schreien die Matrosen, läuft alles auf Deck wild durch einander, bis endlich das Signal ertönt, der Anker rasselnd und schlammtriefend aus der Tiefe emporsteigt und mit erschütterndem Achzen die Schraubenflügel ihre Umdrehung beginnen.

Und dann glitten wir den Bosphorus hinunter, vorbei an den zahllosen, im Sonnenglanze schimmernden Palästen und Dörfern, an den fahlen, leuchtenden Hügelketten, dem lieblichen Flecken Bujukders, weiter und immer weiter dem schwarzen Meere zu. Schwere Windstöße verkündeten seine Nähe. Weiße Schaumspitzer tanzten auf den blaueschwarzen Wogen, — die Haien kommen heraus, sagt nach Olgas Versicherung der Russe —, die Raagen knarzten, und im Kielwasser schnalzten in tollen Sprüngen die Delphine. Bald begann das Schiff leicht zu schwanen. Erst wankte es zögernd hin und her, als ob es nicht recht wisse, auf welche Seite es sich legen solle; dann versuchte es einmal, die Spitze unter die anrollenden Wellenkämme zu schieben, steckte gleich darauf plötzlich wieder den Bug so tief als möglich in die Fluth und entschied sich schließlich endgültig zu einer wunderlichen Bewegung, die, halb aus Rollen und halb aus Stampfen bestehend, die Kajütenlampen in der Linie einer schrägen Ellipse pendeln ließ.

Ich hatte bemerkt, daß Olga Feodorowna immer bleicher wurde. Ihr Gesicht nahm einen müden, leidenden Ausdruck an, sie seufzte wiederholt schwer auf. Plötzlich reichte sie mir die Hand: „Adieu . . . ich lege mich hin . . . ich werde seefrank.“ Und damit ging sie in ihre Cabine und wurde seefrank; ich aber, dem das Meer noch nichts anhaben konnte, blieb recht misanthropisch zurüd. Der Himmel hatte sich umzogen, der Wind pfiß, das Schiff rollte, und aus der Ferne zog blitzschnell eine graue, prasselnde Wand heran. Eine Regenböe ging über uns nieder, sodaß ich machte, daß ich hinunter in den Salon kam.

Was nicht seefrank war, saß da beisammen an der reichlichen Mittagstafel: ein paar griechische Kaufleute, ein englischer Cabinets-Courier, ein Jude aus Malta, russische Viehhändler, — eine kleine, aber keineswegs gewählte Gesellschaft. Den Capitän hatten wir hier unten noch nicht zu Gesichte bekommen. Er blieb auf der Commando-Brücke, bis sein Schiff sich weit genug von der gefährlichen Küste entfernt hatte. Die Unterhaltung wurde stockend geführt, zumeist in schlechtem Französisch, — ab und zu ein paar russische Brocken dazwischen. Sie drehte sich, wie immer auf See, um das Wetter. Jeder wollte schon schrecklichere Stürme erlebt haben als sein Nachbar, und in die erregten Schilderungen klang das Glucksen und Gurgeln der Wogen an den Schiffswänden, und aus den in den Speisejaal mündenden, fest verschlossenen Cabinen das

Stöhnen der Seekranken. Es herrschte eine recht muffige Luft in dem engen Raum, es roch nach Maschinenfett und Petroleum und mancherlei anderem; der Tisch schaukelte auf und nieder, es war kein Vergnügen, an ihm zu speisen. Mag man bei solcher Gelegenheit den gefüllten Suppenlöffel noch so fest auf den Mund richten, man stößt ihn sich doch an die Nase; man gießt sich den Nothwein im vollsten Sinne des Wortes hinter die Binde, sodaß die Purpur-Fluth die Hemdblust trinkt, man rennt sich die Gabel in die Wange, während einen der Steward von oben mit Braten-Sauce salbt; — kurz, ich gab das Speisen auf, setzte mich in eine Ecke und hörte dem Gespräche der übrigen Passagiere zu.

(Schluß folgt.)

Radbruch verboten

## Im Schuldbuch.

Von Hermine Billinger.

(Schluß.)



iesem Ereigniß aber folgte ein zweites auf dem Fuße, das die Herzen der Rudauer von neuem in Aufregung versetzte. Umweit des Dorfes, in den fürstlich Leinwitzer Waldungen herrschte freipürsch der Bauern auf den Ueberflus an Rothwild, das den Ertrag ihrer Felder geschädigt hatte, ohne daß sie eine genügende Zahlung für diesen Wildschaden erhielten. Das Pfund Rehfleisch sank auf drei Kreuzer, und in den Küchen der armen Leute gab es einen seltenen Bratendunst, von dem Alt und Jung das Wasser im Munde zusammenließ.

Da kamen die guten Rudauer wiederum vor das Haus ihres Bürgermeisters gezogen, diesmal mit ihren Gewehren und Hirschjägern und großen, über den Schultern hängenden Säcken, ernstlich gesonnen, das Wohlleben, dessen sie sich erfreuten, nicht wieder fahren zu lassen. Sie erklärten, sich mit den Bauern in Ballenberg, die das Schloß in Adelsheim geräumt, zusammenzuthun zu wollen, um bei ihrem Grundherrschaft die Herausgabe ihres Rehten und noch andere Dinge durchzusetzen.

„Wenn's dabei blieb,“ sagte der Bürgermeister, „aber ich seh's euch an, euch gelüftet's nach fremdem Gut.“

„Was fremd!“ schrie's aus dem Häuten, „durch unsern Schweiß sind die Herren reich geworden, — wir holen nur, was uns gehört.“

„So halt's,“ fiel ihnen der Bürgermeister in's Wort, „aber ich mach' nicht mit, — auf diese Weis' halt' ich nicht zu euch.“

Damit war ihnen aber nicht gedient; denn daß die Sache ganz anders ausfalle, wenn sie ihren Bürgermeister an der Spitze hätten, daran zweifelten sie keinen Augenblick.

Der Dorfoberste aber nahm ihre Bestürzung wahr und beschloß, ihnen in's Gewissen zu reden; er versprach, alles zu thun, um sie zufriedenzustellen; sie sollten ihn nur machen lassen, er wolle mit Hilfe der Gemeinderäthe ihre gerechten Anforderungen zu Papier bringen und mit dem Grundherrschaft friedlich darüber verhandeln.

„Ich bin überzeugt,“ schloß er, „auf die Weis' geht's viel besser, als durch Sengen und Brennen, denn was man euch gutwillig zugestanden, das dürft ihr später auch behalten; die sich ihr Recht aber ertröpt, denen kann's bei der nächsten Gelegenheit wieder entrisßen werden.“

Das war klar. Man ließ den Bürgermeister leben, und die eben so leicht erregbaren, als wieder zufriedengestellten Odenwälder gingen vergnügt aus einander, in der angenehmen Hoffnung, nun für alle Zukunft ihres Rehtbratens sicher zu sein.

Am andern Morgen in der Frühe — der hohe Rath zu Rudau sah bereits über seiner Aufgabe — erhob sich auf der Gasse drunten ein abermaliges Geschrei.

„Was giebt's denn schon wieder?“ fuhr der Bürgermeister auf und eilte an's Fenster. Der Lärm rührte von einem Troß Buben her, der laut kreischend und jubelnd mit der Nachricht einhergestürzt kam: „Der Amrhein ist wieder da! Der Amrhein ist wieder da!“

Der Omnibus rollte durch's Thor; hoch droben thronte der Amrhein, auf dem Kopfe einen Federhut, in der erhobenen Hand einen Schleißfädel.

„Ihr Herren,“ sagte das Ortsobervhaupt, mit einem schweren Seufzer zu seinem Sitz zurückkehrend, „der kommt uns zu einer bösen Stund.“

Bevor die Gemeinderäthe ihre Meinung abgegeben, erschien der Amrhein mit einem vergnügten „Grüß euch, ihr Herrn!“ unter der Thüre.

„Und die zehn Brabant, Kerl!“ fielen die Räthe alsogleich über ihn her.

„Die sind am fürstlichen Leben zu Rossbach hängen geblieben,“ gab der Lump zur Antwort; „aber ich hab' was gelernt, — ja wohl, ihr Herrn, darum wegen bin ich überhaupt fort, wollt's einmal mit ansehen, wie's die Leut' in den großen Städten machen, — nun, und da bin ich, und will den Bauern zu ihrem Recht verhelfen!“

„Ich hab' mit Müß' und Noth die Leut' zur Vernunft gebracht,“ sagte der Bürgermeister, „ich will nicht hoffen, Amrhein,“ — Der Kopfte auf seinen Schleißfädel. „Zu oberst und zu unterst muß es auf dem Erdboden hergehen, und wer nicht mitmacht, der ist ein Volksfeind! Adjes, ihr Herrn!“ — „In's Bürgerloch mit ihm, — haltet ihn fest, den Krachler!“ ereiferten sich die Gemeinderäthe hinter ihm her.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. „Das könnt' jezt böj' Blut machen; an den Amrhein schließen sich alle, die mir zu verlieren haben, und das sind ihrer viele; wir vernünftigen Männer müssen halt jezt eine Bürgerwehr bilden und sehen, ob wir's mit der Ordnung durchsetzen.“

Der Rathsdienner wurde gerufen, bekam seine Aufträge, und die Herren machten sich auf den Heimweg.

Zu Hause setzte der Bürgermeister seine Waffen in Stand und brachte die Gemeindefasse in Sicherheit. Dann ging er in seiner Stube auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Schlud Wein aus dem Krüglein nehmend, das ihm die Frau auf den Tisch gestellt hatte; er sprach von der Bürgerwehr, die er erwartete, und daß keine guten Tage in Aussicht ständen.

Frau Regine saß am Fenster und schaute die Gasse entlang, und so oft der Mann in seiner Rede inne hielt, um die Frage an sie zu richten: „Kommt noch keiner?“ schüttelte sie den Kopf.

So ging allgemach eine Stunde vorüber; als der Bürgermeister sich eben anschickte, seine Leute selber zusammenzurufen, trat ihm der Rathsdienner mit der Nachricht entgegen: „Herr Bürgermeister, es sind nur fünf vernünftige Männer im Dorf zurückgeblieben, und die haben sich eingeschlossen und wollen nicht aus ihren Häusern heraus, denn was sonst männlich ist, hat sich dem Amrheim angehängt; sie sollen auf der Wiese im Wald Kriegsrath halten und fürchterlich zechen und reden.“

„Regine“, sagte der Bürgermeister, nachdem der Rathsdienner die Stube verlassen, „weißt Du, was ich glaub’? — Der Amrheim wird jetzt kommen und an mir Rache nehmen, denn ich hab’ ihm Uebles gethan, — ich hab’ sein ganzes elendes Dasein auf dem Gewissen.“

„Du?“ unterbrach sie den Mann, „das hab’ ja ich auf dem Gewissen, — denn wir sind einig gewesen, er und ich haben uns lieb gehabt.“

„Um so schlimmer“, seufzte der Bürgermeister, „denn er hatte mich gebeten, Dir zu sagen, er wollt’ sich ändern und nimmer trinken, wenn Du sein Weib würdest.“

Die Bürgermeisterin sprang auf: „Der hatt’ sich nie geändert!“

„So oder so“, sprach der Mann, „was eine Sünd’ ist, das bleibt eine Sünd’!“

Frau Regine schüttelte den Kopf: „Ich weiß nicht, — ja, wenn er Ehrgefühl gehabt hätt’, daß ich ihn hätt’ achten müssen, — so aber begreif’ ich’s nicht, daß ich den Mann einmal lieb gehabt.“

Der Bürgermeister schaute vor sich hin: „Recht war’s nicht —“

„Nein, nein!“ fiel sie ihm in die Rede, „das weiß ich wohl, wir haben nicht recht gethan, aber trotzdem“ — und sie legte beide Hände auf die Schultern ihres Mannes — „nicht um alles in der Welt wollt’ ich, daß es anders geworden wär’.“

Sie waren so verjunkt, daß sie nichts von dem dumpfen Gemurmel hörten, das, näher und näher kommend, wie Meeresbrausen das Dörflein umtobte.

Es war eine völlig trunkenen Rote, die da die Landstraße einhergetaumelt kam; etliche mit Gewehren, die meisten mit Äxten und Stöcken bewaffnet, die sie wild hinter Amrheim schwenkten, der vor ihnen herritt. Er sah auf einem lahmen Gaul, kaum im Stande, sich aufrecht zu halten; in seinem umnebelten Kopfe tagte nur ein Gedanke: Jetzt kommt das Strafgericht! Es liegt in meiner Hand! Nun sollte Frau Regine die Verachtung vergeblich, nun sollte ihm, dem Bürgermeister, klar werden, was er, der Amrheim, für einer war!

„Heraus mit Dir, Bürgermeister!“ schrie er schon von weitem, „heraus, oder wir werden Dich holen!“

Dies war nicht nöthig, der Bürgermeister empfing die Leute vor seinem Hause, das im Ru von allen Seiten umzingelt war.

„Was wollt ihr?“ fragte er von seiner Treppe herunter, „ihr wißt —“

„Nix brauchen wir zu wissen!“ führen ihn einige fremde Kerle an, „an uns ist’s Reden!“

„Ich sprech’ zu meinen Wudauern“, sagte der Bürgermeister.

Da ritt Amrheim bis dicht an die Treppe. „Hier nämlich, hier“, schrie er, energisch seinen Säbel schwingend, „steht der Befehlshaber, — auf mich hat man zu hören! Ich befehl’, nimm Dein Gewehr, Bürgermeister, es geht zum Schloß; soll alles radikal ausgeplündert werden, und Du mußt dabei sein!“

Der Bürgermeister schüttelte das Haupt. „Ein ertroftes Out bringt keinen Segen.“

„Schau, schau“, brüllte lachend Amrheim, „so hast Du nicht immer gedacht! — Vorwärts marsch! Rechts um, Bürgermeister! Nehmt ihn mit!“

Schon standen ein paar Kerle oben und suchten den Bürgermeister die Treppe herunterzuzerren; er wehrte sich mannhaf, da schlug ihn einer in’s Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase schoß.

In demselben Augenblick erschien die Bürgermeisterin auf der Schwelle der Thüre, mit einer Pistole in der Hand: „Noch einer rühr’ mir meinen Mann an!“ rief sie in den Haufen hinein, „schämt euch, ihr Wudauer, so was an euerm Bürgermeister geschehen zu lassen!“



Ein Antrag. — Siehe Seite 16.

Nach dem Bilde von Mathias Schmid.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, N.-G., München.

„Das ist freilich gegen die Verabredung“, meinten einige Stimmen aus dem Haufen.

„Was soll gegen die Verabredung sein?“ wurde barsch entgegengeschrien, „ihr Wudauer habt mit uns geschworen, was der Amrheim befiehlt, das geschieht, — und wenn der Amrheim will, so kann er euren Bürgermeister binden und knebeln lassen!“

Lautes Gelächter der Wudauer. „Oho, der Amrheim, der Amrheim, der seiner Lebtag auf der saulen Haut gelegen ist, — der der Gemeind’ nichts als Unkosten gemacht hat, — so einem Kerl soll unser Bürgermeister gehorchen? Sagt’s noch einmal, ihr hergelaufenen Lumpen!“

Und plötzlich war der Haufen in zwei Theile getheilt. „Hört, hört, die Handvoll Wudauer!“ höhnte das fremde Gesindel.

„Kübel!“ fiel der Amrheim den Streitenden in die Rede, „ich verbiet’ euch die Händel! — Bürgermeister, mach’ nicht lang und komm’ mit, sonst werden mir die Leut’ noch wild!“ Sie waren es schon; er hatte noch nicht ausgesprochen, da flog ein Haufen Steine und Erde dem Bürgermeister an den

Kopf. Das Wurfgeschloß hatte aber auch Frau Regine getroffen, und zwar so heftig, daß sie mit lautem Aufschrei in die Kniee sank.

Dies war das Zeichen zu einer allgemeinen Balgerei; die Äxte wurden geschwungen, und das kleine Häuflein Wudauer stürzte mit Wuthgeschrei über die fremde Bande her.

Amrheim schrie und rief zur Ordnung, — umsonst! Das Feuer, das er angezündet, schlug über ihm zusammen, — niemand hörte auf ihn, — niemand kümmerte sich um ihn. Er sah, wie durch einen Schleier, die zwei blutigen Häupter des Bürgermeisters und seines Weibes, die sich da oben auf der Treppe hin und her bewegten; es schien, als wolle der Mann die Frau in’s Haus bringen, aber sie hielt sich an ihm fest, wollte ihn nicht allein lassen, sondern bei ihm ausharren, was auch kommen mochte.

Da führen dem Amrheim mit einem Male allerlei Gedanken durch die Seele: War er nicht daher gekommen, wie ein Feldherr an der Spitze seines Heeres, um über die beiden im Schuldbuch Gericht zu halten? — Und nun, wie stand er da! Die einen hörten nicht auf ihn, die andern, die Wudauer, stritten für ihren Bürgermeister wie ein Häuflein Helden, sie, die noch vor einer Stunde ihrem Anführer zugejauht und Feuer und Flamme gewesen bei der Aussicht, zu plündern und zu rauben. Das alles war vergessen beim Anblick des ersten Tropfen Blutes, der von ihres Bürgermeisters Stirne floß.

Der Amrheim kniff die Augen zu, wie jemand, den eine plötzliche Helle zu blenden droht.

„Ihr Männer!“ schrie er mit heiserem Ton in den kämpfenden Haufen hinein, „so gebt doch Ruh’, denkt an’s Wohleben, das ich euch verprochen!“

„Hoho!“ höhnten die Wudauer, „der will uns was versprechen, der Lump, — pack Dich mit Deinem Gesindel, ihr seid einander werth!“

„Nehmt den Schießprügel“, schrien die Gegner, „und schießt sie mitsammt ihrem Bürgermeister über den Haufen!“

Der Amrheim rang nach Athem, die Worte der Wudauer waren ihm beschämend in die Seele gefahren wie spitze Dolche.

„Nieder, nieder mit den Fremden!“ kreischte er mit einem Mal, halb ohnmächtig vor Zorn, seinen Säbel schwingend.

Da tönte ein Schrei an sein Ohr, ein Schrei der tiefsten Seelenangst aus Regine’s Mund. Im nächsten Augenblicke flog Amrheim von seinem Klepper herunter und stellte sich, in jeder Hand waren über die Köpfe der Angreifer weggefaßt, beim dritten Schuß begann alsbald ein glanzvolles Weitrennen, und schon nach wenigen Minuten befanden sich die Helden am letzten Ende der Gasse.

Nur ein Schuß war zurückgegeben worden, ein einziger, — der aber traf; mitten in’s Herz geschossen, sank Amrheim in die Arme seiner Mitbürger.

Da war mit einem Male vergessen, daß er ihr Gegner gewesen, der sie verhöhnt, und den sie Lump geheißen.

„Der Amrheim ist todt!“ — „Die Kerle haben unsern Amrheim todgeschossen!“ ging’s in wirrem Geschrei von Mund zu Mund. „Auf, auf, ihnen nach, — das soll ihnen theuer zu stehen kommen!“

Nur ein Schuß war zurückgegeben worden, ein einziger, — der aber traf; mitten in’s Herz geschossen, sank Amrheim in die Arme seiner Mitbürger.

Da war mit einem Male vergessen, daß er ihr Gegner gewesen, der sie verhöhnt, und den sie Lump geheißen.

„Der Amrheim ist todt!“ — „Die Kerle haben unsern Amrheim todgeschossen!“ ging’s in wirrem Geschrei von Mund zu Mund. „Auf, auf, ihnen nach, — das soll ihnen theuer zu stehen kommen!“



Elephanten. Nach dem Bilde von W. Kuhnert. — Siehe Seite 16.

So blieb das Dorf verlassen, und über den noch eben von wüstem Lärm angefüllten Gassen lag jetzt eine tiefe Stille; durch die Lüfte tönte das friedliche Läuten der Abendglocke, und einzelne Kühe schritten langsam zum plätschernden Brunnen.

Auf der Treppe des Bürgermeister-Hauses lag Amrhein, mit dem Kopfe im Schoße der Bürgermeisterin gebettet; sie und der Mann versuchten die blutende Wunde des Gefallenen zu stillen, der noch kurz und kaum vernehmbar athmete.

Da fiel ihm ein schwerer, heißer Tropfen auf die geschlossenen Augenlider, und er schlug langsam, wie staunend, den Blick auf.

Die zwei über ihn gebeugten Menschen weinten heiße Thränen; jedes wollte zu ihm sprechen, brachte jedoch nur unverständliche, stammelnde Laute zu stande. Langsam, mit unfäglicher Mühe, erhob Amrhein die Rechte; die beiden ergriffen sie hastig und Megin' brühte einen Kuß darauf. Ueber des Sterbenden Jüge flog ein Lächeln, und still und zufrieden, wie ein Kind, das einschläft, hauchte er seine Seele aus.

Nachdruck verboten.

### Hannele.

Traumstück von  
Gerhart Hauptmann.  
Studie anlässlich der  
Aufführung im  
Königl. Schauspiel-  
haus zu Berlin.  
Von E. Kroll.

Gerhart Hauptmann ist mit seiner neuesten Dichtung in's Traumland gegangen und doch sich selber treu geblieben. Auch auf dem Felde des Realismus gedeiht die Wunderblume Poesie; wer noch daran zweifelt, der gehe hin und sehe das „Hannele“.

Den Traum dramatisch zu gestalten, ist kein neuer Einfall. Gewöhnlich dienen die auf der Bühne verwendeten Träume, sozusagen pädagogischen Zwecken; man denke nur an Grillparzer's „Der Traum ein Leben“, dessen Held von seinem wilden Drange nach Ruhm und Abenteuern durch die Schreckbilder eines Traumes geheilt wird. Im „Hannele“ bedeutet der Traum etwas anderes: er offenbart das ganze geistige Leben eines armen Kindes und steht zugleich im Dienste poetischer Gerechtigkeit und Veröhnung; denn was wäre außerdem vorhanden, als das bittere Bewußtsein, daß ein armes, mißhandeltes Mädchen den Tod gesucht und gefunden hat?

Das Stück spielt zur Winterzeit in einem schlesischen Dorfe. Hannele Mattern hat sich, um den Mißhandlungen ihres Stiefvaters zu entgehen, und in frank-

Kochbuch verboten.

### Saladin der Träumer.

Ein Märchen von Max Hochberg.



Saladin lebte zu Balfora ein blutsjunger Kaufmannssohn, dem durch den Tod seines Vaters ein unermeßliches Vermögen zugefallen war, ein großer Vorrath an barem Gelde, Häuser, Ländereien und Speicher mit Waren. Saladin, so hieß der junge Erbe, wußte aber nicht, wie schwer es hält, durch eigene Betriebsamkeit Geld und Besitzthum zu erlangen; deshalb dachte er nicht darauf, sein Vermögen zusammenzuhalten, sondern lebte sorglos in den Tag hinein. Von Natur großmüthig, konnte er kein größeres Vergnügen, als seine Freunde zu beschenken und allen Hülfesuchenden, die sich an ihn wandten, beizustehen.

Da er selber gut und ohne Falsch war und von dem Undank der Welt noch keine Erfahrungen hatte, hielt er alle Menschen auch für gut und aufrichtig. So konnte es nicht ausbleiben, daß seine edle Freigebigkeit von eigennütigen Leuten ausgebeutet wurde, die sein Mitleid oder seine Freundschaft anriefen, ihn für seine Wohlthaten mit Schmeicheleien überhäufte, aber ihn hinter seinem Rücken einen Thoren schalteten, der von dem Leben nichts verstand; sie nannten ihn nicht anders als Saladin den Träumer.

Allerdings benahm sich Saladin auch wie ein Träumender, der nicht weiß, was er thut. Er rechnete nicht, sondern gab und gab, großmüthig und ohne Unterschied. Sein Reichthum zerrann ihm dadurch unter den Händen; er mußte seine Häuser und Ländereien, Speicher und Sklaven schließlich veräußern und sah sich eines schönen Tages gänzlich verarmt und obdachlos. In seiner Bedrängniß beschloß er, seine guten Freunde aufzuzuchen, die er so oft fürstlich beschenkt gehabt, und die ihn mit tausend schönen Worten ihrer lebenslänglichen Dankbarkeit versichert hatten. Doch statt der erwarteten Hülfe wurden ihm Vorwürfe zu theil, weil er es nicht verstanden, seinen Reichthum zu Rathe zu halten. Jetzt hieß man ihn in's Gesicht hinein einen Thoren, Saladin den Träumer.

Ueberall ward er mit den gleichen schändlichen Worten abgewiesen. Verzweifelt irrte er durch die Straßen und wanderte endlich planlos zum Thore hinaus. Ein Stück vor der Stadt, an dem Wege, den die Karawanen zu nehmen pflegten, befand sich ein Brunnen. Bis hierher war Saladin gelangt, ohne es zu wissen, — den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Da fühlte er sich plötzlich am Gewande festgehalten. Aufschauend gewahrte er einen halbgebländerten Bettler und griff unwillkürlich nach dem Beutel im Gürtel. Als er die Hand leer zurückzog, überkam ihn das niederdrückende Gefühl seiner Armut mit solcher Macht, daß er aufstöhnend die Hände vor das Gesicht schlug.

„Habe ich nicht Saladin vor mir,“ rief nun der Bettler, „des reichen Selim Sohn, der durch seine Freigebigkeit bekannt ist?“

Von Schmerz und Bitterkeit überwältigt, warf sich Saladin zu Boden. „Saladin der Träumer bin ich,“ rief er, „Saladin, der sich auf des Propheten Wort verließ, nach welchem jede gespendete Wohlthat mit zehnfachem Segen vergolten werden soll, — Saladin, der jetzt hilfloser ist als ein Bettler, und dem der Himmel im ungerechten Zorn alles genommen!“

„D, mein Sohn,“ antwortete ihm der Bettler, „verjündige Dich nicht! Hat Dir der Himmel nicht Deine gesunden Gliedmaßen gelassen!? — Hätte ich Deine kräftigen Arme, Deinen rüstigen Schritt, wolle ich als Lastträger mein Brod suchen und Allah loben.“

Betroffen richtete sich Saladin auf, ließ sich auf der gemauerten Einfassung des Brunnens nieder und erging sich nun in Klagen über die Falschheit und den Undank der Welt. Als er endlich erschöpft innehielt, ergriff der Bettler das Wort. Wenn man gebe, so widerlege er Saladins Reden, müsse man nicht auf Dank rechnen, weil man sonst der Gabe von vornherein den Werth nehme. Wenn es ihm jetzt auch schlecht erginge, so wisse er doch nicht, was ihm in der Zukunft vorbehalten sei, und wer zu Ehren kommen solle, der müsse, nach des Propheten Wort, zuvor leiden.

Diese und ähnliche Aeußerungen trösteten Saladin ein wenig, und als ihn der Bettler nach einer Weile einlud, ihm bei seinem geringen Wahle Gesellschaft zu leisten, nahm er die Aufforderung an. Nachdem man sich mit Datteln und Brod gefättigt, machte der Bettler Saladin den Vorschlag, sich ihm anzuschließen. An der Seite eines rüstigen Gefährten, auf den er sich stützen könne, würde ihm, dem gebrechlichen Greise, der Weg weniger mühselig sein. Saladin solle ihn morgens zum Brunnen geleiten und am Abend abholen; die mühen Gaben, die er von den Vorübergehenden empfangen, wolle er dafür redlich mit ihm theilen. — Ohne Zögern ging Saladin darauf ein.

Am Außenrande der Stadt lag ein altes Haus, das von seinem Eigenthümer seit einer Reihe von Jahren nicht mehr bewohnt wurde, weil es baufällig geworden und dem Einsturze nahe schien. Hier hatte der Bettler sein Heim aufgeschlagen und zwei noch ziemlich gut erhaltene Gemächer für sich hergerichtet, von denen er eines dem Jünglinge zuwies.

Stand auch das Leben, das Saladin jetzt führte, in keinem Vergleiche zu seinem früheren, so litt er doch nicht Noth. Zudem war sein neuer Lebensgefährte im Besitze der mannigfaltigsten Kenntnisse. Saladin staunte oftmals über dessen Wissen und fand, einen so unterhaltenden und belehrenden Gesellschafter habe er niemals besessen. Hatte aber der Bettler einen seltenen Lesebissen, den man ihm gespendet, treulich aufgehoben, um ihn mit Saladin zu theilen, so rief dieser: „Nein, wie grausam ist das Gesicht! Warum habe ich nicht in meinem Reichthum und Glanze einen solchen Freund gefunden!? Wie hätte ich Dich glücklich machen wollen!“

„Nun vielleicht gelangst Du noch einmal wieder zu Reichthum und Glanz!“ pflegte der Bettler lächelnd zu antworten. „Ob Du wohl dankbar sein würdest und Dich meiner erinnern müchtest?“ schied er darauf stets nachdenklich hinzu.

„Welche Frage!“ fuhr dann Saladin beleidigt auf. „Hältst Du mich für einen Undankbaren?“

Eine Reihe von Wochen war dem Jünglinge so verstrichen, als er sich eines Morgens, nachdem er den Gefassen zu seinem gewohnten Plage gebracht, in die Stadt begab, um Lebensmittel einzukaufen.

im Dorfe hervorrufte. Der Lehrer kommt mit den Schulkindern, und seine sanfte Erziehungskunst muß ihr noch eine Genugthuung bereiten. Er heißt sie die Kinder das todte Hannele um Verzeihung bitten, daß sie sie oft Lumpen-Prinzessen genannt haben; sie hört ihn die Pieder zu ihrem Begräbniß mit den Kleinen probiren und diese mitten drin ermahnen, sich auf dem Kirchhofe warm anzuziehen. Dann strömen dunkelgekleidete Männer und Frauen herein, das Gemach mit heiserem Geschwäg und rastlosem Durcheinanderhütschen erfüllend, — eine meisterhafte Leistung der Inszenirung durch Max Grube. Hanneles Ende ist das Gespräch des Dorfes geworden; die geweihte Erde soll, so heißt es, der Selbstmörderin versagt werden, denn jetzt ist ihr klar, was die Sünde gegen den heiligen Geist sei, über die sie beim Einschlafen nachgrübelte: der Selbstmord ist es. Wundervoll ist wieder die hastige Flucht dieser Todesgestalten vor dem lebenspendenden Heiland. Doch vorher helfen sie noch Gottes Gericht an dem grausamen Stiefvater vollziehen. Dieser stößt die ausgestreckte Ketterhand des Herrn zurück, der als Wanderer auf die Scene tritt. Und während die leidtragenden Männer und Frauen, in fürchterlicher Uebereinstimmung, wie Puppen, die einem fremden Willen gehorchen, alle zugleich mit dräuendem Arm und heiserem Klüpfeln dem Stiefvater „Mörder!“ zurufen, verschwört er sich zu dreien Malen, an Hanneles Tod unschuldig zu sein. Da beginnen die Blumen in der Hand des Kindes, — Himmelschlüssel sind es, — zu brennen, und der Verzweifelte stürzt hinaus, um sich zu erhängen.

Das Gericht ist ein notwendiger Theil des Dramas, und wir fragen wohl kaum, ob es vielleicht die Grenzen von Hanneles Traumwelt überschreite. Für Gemüthsleben ist mit dem klaren Gerechtigkeitsfinne der Kinder und mit der Herzensmilde, die noch die Möglichkeit einer Vergebung träumt, daran befestigt. Was darüber hinausgehen könnte, ist auf Rechnung der gleichsam doppelten Projection der Traumgestalten zu legen; denn nicht nur stellt der Dichter diese in einer gewissen Anbequemung vor uns hin, da wir ohne solches Hülfsmittel die inneren Vorgänge nicht mit erleben könnten, sondern er verleiht ihnen auch eine Art von eigener Realität, indem er auf sie die poetische Genugthuung, das eigentliche Drama, gründet. Angesichts dererartiger scheinbarer Inconsequenzen kann man nichts Besseres thun, als sagen:

„Wer die Dichtung will verstehen,  
Muß in's Land der Dichtung gehn.“

In diesem wunderbaren Stück ist vieles mehrfach motivirt und Mehrfaches bezweckend, und ein eigener Hauber beruht auf der echt traumhaften Verschlingung von mancherlei Fäden bei einfachstem, klarstem Gange der Handlung. Hierfür ein Beispiel: Die hin- und herhütschenden Gestalten an Hanneles Sterbelager sind realistisch als die Nachwirkung einiger, zwischen Schlaf und Wachen aufgefaßten und in's Ungeheuerliche verzerrten Eindrücke zu erklären; es sind die Gestalten der Armenhändler, die sich zu Anfang des Stückes der Diakonissin neugierig nachdrängen und die Kranke beunruhigten, wie sie jetzt die Ruhe der Todten stören. Sie werden in Zusammenhang gebracht mit dem Schreckgespenst der Sünde gegen den heiligen Geist, das von der Schwester Martha heraufbeschworen wurde. Zugleich stellen sie sich als echte Ausgeburt des Fiebers dar; reinlich bedrängende Mengen sind eine bekannte Fiebererscheinung. Ferner denkt Hannele der Dorfbewohner, denen ihr Sterben endloses Stoff des Geredes geben wird. In dieser äußeren Nothwendigkeit gefestigt die innere: es ist das unholde Lebensgetümmel gegenüber der sanften Todesruhe, es sind die finsternen Grabesmächte, die vor der Auferstehung entweichen, es sind endlich die Vertreter der anlagenden Gerechtigkeit für die Selbstmörderin wie für den grausamen Stiefvater, im Gegensatz zu dem göttlichen Erbarmen. — Höchst reizvoll ist es, die verschiedenen Fäden anzuspüren, welche das künstliche Gewebe bilden: die poetische Gerechtigkeit, die Pilgerfahrt der Seele, — zunächst der Seele Hanneles, doch mit weiten Fernblicken, so ihr Jagen vor dem Tode, von dem sie spricht: „er will mich ganz und gar vernichten“, — ferner: die Gesetze des Traumes, des Fiebertraumes, und endlich Hanneles ganzes geistiges Leben im anschaulichen Bilde.

Die Elemente dieses geistigen Lebens läßt der Dichter mit hoher Kunst sämtlich dem möglichen Besitzthum einer solchen armen Kindesseele entsprechen. Der Traum zieht seine Nahrung aus den Erfahrungen ihres engbegrenzten und doch von so herzbeklemmender Traurigkeit erfüllten Daseins, aus ihrer heißen Sehnsucht nach der Mutter und dem Paradiese, sowie aus den Erinnerungen, die ihr Bibel, Gesangbuch und Volksmärchen an die Hand geben. Unter den mitwirkenden biblischen Geschichten treten besonders hervor die von Jairi Töchterlein und vom Ende des Judas, angewendet auf das Ende des Stiefvaters. An Petri Verleugnung erinnert das dreimalige Vertragen des Stiefvaters durch Jesu und das dreimalige Leugnen; auch deutet es ganz allgemein auf die mythische Dreizahl der Märchen- und Sagenwelt, vielleicht auch auf das Grimm'sche Märchen vom Marienkinde. Die gläsernen Schuhe zeigen deutlich die Erinnerung an Aschenbrödel, der Glasfarg weist zu Schneewittchen. Ein kleiner geistiger Horizont, aber wie innig ist sein Inhalt ergötzt! Und damit das geistige Sein dieser armen, verängstigten Seele sich einmal, einmal ungestört, zu einem Ganzen bilde, bedarf es eines Fiebertraumes. So ist aus der Noth eine Tugend geworden; gab es einerseits kein anderes Mittel als den Traum, uns dieses Jünnelns dramatisch vorzuführen, so dient andererseits die Anwendung des Traumes den Tendenzen des Dichters.

Gerhart Hauptmann hat hier in seinem Kampfe Kasi gehalten und sich Ruhe gegönnt, die unter dem grauen Mantel der Noth verborgene Schönheit anzuschauen. Es steckt im „Hannele“ etwas von der Seele des Volkes, die, unter den Alltagsorgen verschüttet, ihr geistiges Leben nur traumhaft rettet, aber um so reiner, unverfälschter, jedoch wir Stolgen, Mitleidigen bisweilen hingehen müssen, uns an diesen Brunnen zu erfrischen, wenn die unrigen Isal werden. Für Hauptmann's Fortschreiten ist auch die Wandlung in der Lehrergestalt charakteristisch. Früher hat er uns eine Gestalt voll jugendlichen Brauens, voll heilig aufwallenden Bornes gegen die Ungerechtigkeit hingestellt; hier finden wir diese gereifter wieder, mit entjagender Zufriedenheit im Herzen, als Träger und Boten des Ideals im stillen Winkel, als treuen Wärtner bei hartem Boden und farger Sonne.

hafter Erregung — sie glaubte der rufenden Stimme des Heilands zu folgen — in's Wasser gestürzt. Die Gerettete, halb Erstarrte wird im Armenhause gebettet; der gute, freundliche Lehrer müht sich, sie zu beruhigen, der Arzt wird geholt und verspricht, noch einmal wiederkommen. Schwester Martha, die Diakonissin, wacht bei dem fieberkranken Mädchen. Die Lumpen und das Gesäuf der Armenhändler sind eine bedeutende Folie für Hanneles rührendes Seelenleben, das nun in Träumen, die sich auf der Bühne als Handlung abspielen, vor uns tritt, und über denen sich der enge Wirklichkeitsrahmen am Ausgange des Stückes mit einer einzigen kurzen Scene schließt: Der Arzt ist wieder da und sagt auf die Frage der Diakonissin: „Todi“.

Im Traum erscheint zunächst der Stiefvater, um Hannele mit Drohungen an die Arbeit zu scheuchen, die über ihre Kräfte geht; darauf folgt als Trösterin die verstorbene Mutter. Den todtten Mütterchen der rührenden Volkslage vergleichbar, die, nächstlich an der Wiege des Neugeborenen waltend, dem Tode zum Trotz ihr Kind im Beginne seiner irdischen Laufbahn behüten, so kehrt sie zurück, die im Himmel keine Ruhe fand vor den Thränen ihres Hannele, damit sie ihr Schmerzenskind auf seinem strauchelnden Eingang in die Ewigkeit geleite. Ganz sicher weiß es die träumende Seele, daß Mutterliebe selbst im Paradiese nichts vergißt; und doch war auch die Mutter eine arme Kreuzträgerin auf Erden, die nach Erlösung schwächere. Wir können ahnen, was sie dem Hannele gewesen ist.

Mit dieser Phantastie-Gestalt verschmilzt in eins die lebendige der Diakonissin, wie auch die Gestalten des Lehrers und des Heilands in einander verschmelzen. Das entspricht ganz den Gesetzen, die im Traumlande herrschen, führt aber vielleicht noch weiter. Hannele fragt: „Bist Du die Schwester Martha? Bist Du die Mutter? Bist Du beides?“ und die Gestalt antwortet, das sei im Himmel eins. Ist es nicht, als streifen wir da die fernsten Regionen metaphysischer Speculation, bei denen man sagen kann: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...“ So ist das ganze Stück, so Hanneles Seele und die kleine Menschenseele überhaupt: engbegrenzt und voll wunderbarer Fernen.

Hanneles Denken bekümmern dergleichen Mysterien nicht; aus der heiligen Dreieinigkeit hat sie sich nur den Herrn Jesus erkoren, der ihr Ein und Alles ist, der sie in seinen Armen bergen soll vor jedem Erdenweh. Wie sie wachend flüchte mit kindlich-weinerlichem Ton: „Ach liebes Jesulein, nimm mich doch zu dir!“ — so erfüllt es der Traum. Der Heiland kommt, wie einst zu Jairi Töchterlein; das Talitha kumi überseht sie traulich: „Johanna Mattern, siehe auf.“ — „Johanna“, nicht „Hannele“; so hat gewiß der Lehrer in der Schule gesagt, aber Hannele; wenn er sie trösten wollte. Und Hannele glaubt sie auch des Heilands Stimme von fernher rufen zu hören, ehe die Erlösung naht. Denn das Bild des Erlösers schafft sie sich aus dem, was sie Gutes, Goldes, Höhergeartetes hinein hat kennen lernen, und das ist, soweit nicht das mütterliche Element in Frage kommt, gewonnen aus der Gestalt des Lehrers Gottwald. Jesus trägt Gottwalds Hüge; dies darf nicht als Blasphemie aufgefaßt werden, — behüte Gott! Der Frömmste wird es nicht denken können.

Hanneles Verhältnis zum Lehrer wird uns vor Beginn des Traumes mit Wenigem deutlich geschildert; zuerst, wie Gottwald bei den Fragen des Amtsvorstehers die ängstliche Seele, den stummen Mund mit seiner freundlichen Mahnung aufschließt, und dann, wie Hannele, die wohl auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau zu denken ist, in der Erregung des Fiebers der Diakonissin vorplaudert: Heinrich, Heinrich Gottwald, das sei ein schöner Name, und sie wolle mit dem Lehrer Hochzeit machen. So sieht sie ihn auch im Traume, da sie sich gestorben wähnt, an ihrem Lager nicht nur um sie, auch um sich selber weinen. Darum gaukelt auch der Brautschmuck durch ihre Träume, sie will nicht arm und zerrissen im Sarge liegen, und der Dorfschneider muß erscheinen, dessen humoristische Gestalt sich plötzlich vor den düsteren Todesengel schiebt, er muß schöne Kleider bringen und gläserne Schuhe, die allen anderen Mädchen im Dorfe zu klein waren. Hanneles holde Freude an diesen Dingen hilft uns die liebliche Wärtnerseele wieder menschlich nahe rücken, während sie schon halb durch das dunkle Thor entschwindet. Natürlich heftet sich das Bild des Brautschmuckes auch zugleich an dasjenige Christi als Bräutigams der gläubigen Seele an, eine Vorstellung, die ihr aus Gesangbuch-Viedern vertraut sein mag. Denn Vieder haben gewiß einen großen Einfluß auf Hanneles Gemüth ausgeübt, die Vieder voll süßer Jungkeit und herzerquickender, gleichsam hineinleider Sehnsucht, wie das „Lach mich geben“, das sie den Lehrer bei ihrem Begräbniß anstimmen läßt, oder jenes, das sie wohl auch andächtig mitgesungen hat:

„Jerusalem, du hochgebante Stadt,  
Wollt' Gott, ich wär' in dir!  
Mein sehnd' Herz so groß Verlangen hat  
Und ist nicht mehr bei mir;  
Weit über Berg und Thale,  
Weit über blaues Feld  
Schwingt es sich über alle  
Und eilt aus dieser Welt.“

Ja, sie eilt aus dieser Welt an der Hand des geliebten Heilands, der die Engeln ruf, daß sie ihr Teppiche breiten, daß sie den armen, mißhandelten Körper, dessen Schmerzen noch in der Betäubung nachjammern, sanft, sanft berühren, die arme, mißhandelte Seele mit tröstlichen Farben, mit Blumen erheitern, damit sie lächelnd eingehe in das himmlische Jerusalem.

Ich bin, im Rege der Traumswirren versangen, vorgeeigt zum Schluß des Dramas gelangt und habe noch nachzutragen, was zwischen dem trostvollen Andenken der Erlösung durch die Mutter, sowie durch besuchende Engel, und der vollbrachten Erlösung liegt: das Sterben und die Vorgänge während des Gestorbenseins bis zur Auferstehung. Alles, Irdisches wie Himmlisches, führt ihr der Traum in klaren Bildern vor. Sie sieht mit einem Male den Todesengel im Gemache; wir fühlen mit ihr den Schauer und die Kälte, die von der schweißgamen Gestalt ausgehen, während diese in langsamem Vorschreiten an den Fuß des Bettes tritt. Doch es ist nur eine instinctmäßige Bewegung der Selbsterhaltung, wenn Hannele vor dem Todesengel jagt; ihre Seele heißt ihn schon seit langem willkommen! „Ja mag nicht gesund werden, mag nicht gesund werden,“ — haben wir sie noch im Wachen zur Schwester Martha sagen hören. Die bräutlich Geschmückte wird nun in einem Glasfarg gebettet, den vier in weiße Gewänder gehüllte Jünglinge herbeibringen. Weiter hört und sieht sie, welchen Eindruck ihr Sterben

Wie er nun über den Bazar hinschritt, breitete ihm ein vornehm gekleideter Mann plötzlich die Arme entgegen mit dem freundigen Ausrufe: „Selim, theurer Bruder!“

Saladin stupte. „Doch nein,“ fuhr alsbald der Fremde fort, „Selim bist Du nicht! Wie könnte Selim noch dies jugendliche Aussehen haben! Aber verwandt mußt Du ihm sein! Wärest Du Selims Sohn?“

„Der bin ich, Saladin, Selims Sohn,“ antwortete dieser, während ihn der Fremde in die Arme schloß und ihn auf Stirn und Augen küßte. „Sohn meines theuren Bruders, wie geht es Dir?“ fragte er, nachdem das erste Entzücken des Erkennens sich gelegt.

Inzwischen war es Saladin klar geworden, daß der Fremde in der That der einzige Bruder seines Vaters sein müsse, der einst sein Glück in fernen Ländern suchen wollte. Hoherfreut folgte er ihm in die Herberge und erzählte ihm dort, wie er mit der Zeit durch Sorglosigkeit und freigebigen Sinn um sein Vermögen gekommen, und wie undankbar die vermeintlichen Freunde gewesen.

„Und sandest Du nicht einen wahren Freund?“ fragte sein Oheim.

„Nicht einen!“ entgegnete er, obwohl er in demselben Augenblicke des Bettlers am Brunnen gedenken mußte.

Undank sei von Alters her der Welt Lohn, meinte darauf sein Oheim. Uebrigens verspreche er ihm, daß alle seine früheren Freunde ihn wie vordem aussuchen und sich um seine Gunst bewerben sollten; denn er gedente seines Bruders Sohn wieder reich zu machen. Dann bat er Saladin, falls dieser nicht etwa durch ein Versprechen schon gebunden sei, — was Saladin rasch vernahm — er möge gleich für die Nacht und die nächsten Tage bei ihm bleiben und sein Gast sein.

Wohl fiel es Saladin schwer auf's Herz, daß sein Gefährte am Brunnen vergebens auf ihn warten und die Wahlzeit seiner Wege hinausschieben würde, daß er bei hereinbrechender Nacht vielleicht noch draußen sitzen und sorgenvoll seiner harren möchte; aber er schämte sich, dem eben gefundenen reichen Verwandten zu sagen, er sei der Genosse und Freund eines Bettlers geworden.

Im Fluge ging ihm die Zeit hin in seines Oheims Gesellschaft, der ihn alle Tage andere Vergnügungen bereitete. Ein und das andere Mal kam ihm zwar mitten im Glücke der geschickliche Gefährte seiner Armuth in's Gedächtniß; doch dann stieg ihm das Blut in die Stirne, denn diese Erinnerung war ihm jetzt peinlich. Es fiel ihm auch nicht ein, wie undankbar er gewesen, den Freund zu verleugnen, den hilfsvollen, wahren Freund, den er noch dazu im Unglück erst gefunden.

Allein nach Wochen der Freude und des Gemüthes erschien endlich doch ein Tag, an welchem sein Oheim ihm eröffnete, er wolle nunmehr Balsora verlassen und noch heute reisen. Darauf führte er den ob solcher Nachricht ganz bestürzten Saladin in das vornehmste Stadtviertel; hier zeigte er ihm eine Reihe von neben einander liegenden, neuen Gebäuden, die mit kostbaren Waren angefüllt waren, und händigte ihm den Kaufvertrag darüber ein. Unter heißen Dankes-Bethuerungen umarmte Saladin den großmüthigen Verwandten, der seinen Gefühlsäußerungen mit dem Bemerkten wehrte, Saladin solle seinen Dank damit abtragen, daß er seinen einstigen Freunden Nachsicht erzeige und ihnen ihre Undankbarkeit nicht zu hart vorwerfe. Für alle seine Wohlthaten begehrte er nichts von Saladin als den Siegelring, den Selim einst getragen, und der Saladin als einziges Stück von seines Vaters reichem Erbe geblieben war.

Mit Thränen reichte ihm Saladin den Ring und fragte: „Bruder meines Vaters, werde ich Dich nicht wieder sehen?“ „Du siehst mich nicht wieder, — aber eines Tages vielleicht den Ring!“

Damit hatte ihn sein Oheim ein letztes Mal in die Arme geschlossen, ließ ihn dann jäh los und war unter der Menge verschwunden, während Saladin noch verwundert wiederholte: „Eines Tages vielleicht den Ring?“

Mit Windeseile verbreitete sich das Gerücht von Saladins wiedererlangtem Reichthum. Die Armen der Stadt freuten sich darüber und kamen in Scharen; sie hofften auf die reichen Spenden der früheren Zeit. Allein Saladin war durch die Noth, die er gelitten, hart geworden. Vordem hatte er Summen weggegeben, ohne sich zu erkundigen, ob die Bittenden des Beistandes auch werth oder wirklich bedürftig wären; jetzt wies er alle ohne Ausnahme ab. Seine einstigen Freunde waren inzwischen übereingekommen, ihm zu seiner neu gewonnenen Wohlhabenheit Glück zu wünschen, erschienen in festgewandern und brachten Geschenke mit. In einer Halle, die an Pracht seine frühere noch übertraf, trat er ihnen entgegen, doch nicht, um sie gastlich zu bewirthen, sondern um ihnen ihre Undankbarkeit vorzuwerfen. Beschämt entwickelten sie, und er rief ihnen nach, er sei klug geworden, er sei nicht mehr Saladin der Träumer.

Daß er selber keine Dankbarkeit übte, indem er des Bettlers vergaß, der ihn vor dem Verhungern gerettet, kam ihm nicht in den Sinn, und als er auf einem Spaziergange außerhalb der Stadt eines Abends von ungefähr den Weg genommen hatte, der an jenem Brunnen vorbeiführte, kehrte er lieber um, nur damit er nicht von dem einstigen Gefährten gesehen und angerebet werde. Ein Feuerschein war unterdessen am Himmel aufgeflammt, und da Saladin die Stadt betrat, trug ihm der Wind Brandgeruch entgegen. Auf der Gasse aber erzählte man sich, Saladins neue Häuserreihe sei eine Beute der Flammen geworden. Bei dieser Kunde zerriff er seinen Turban, schlug sich die Brust und zerrastete sein Haar in ohnmächtigem Zorn über sein Mißgeschick, denn jetzt war sein ganzer Reichthum wieder zerronnen.

Die Nacht verbrachte er in einer Moschee und überlegte, was er nun beginnen sollte. Die einstigen Freunde konnte er nicht aussuchen, da er sie mit Hohn aus seinem Hause gewiesen, und heiße Scham stieg in ihm auf bei dem Gedanken, zu dem Bettler zurückzukehren, um den er sich im Wohlleben nicht gekümmert. Lieber wollte er sein Brod als Lastträger zu verdienen suchen! Am nächsten Morgen gestellte er sich auf dem Bazar diesen Leuten zu, wurde aber dort sofort von den mit Schimpf aus seinem Hause Getriebenen bemerkt, die ihn alsbald mit hohnvollen Reden überschäuften. Der gereizte Saladin griff sie thätlich an; doch mußte er der Ueberzahl am Ende weichen und froh sein, mit zerrissenen Kleidern und am Kopfe blutend, aber ohne große Schädigung davonzukommen. Ein Stück vor der Stadt löschte er am Flusse seine Wunden. Darüber ward es Abend, und der Hunger meldete sich bei ihm.

Wieder fiel ihm der Bettler ein, und wieder empörte sich sein ganzes Innere dagegen, zu ihm zu gehen. Wenn ihm nun der Bettler seinen Landauf vorwürfe! — Mit einem Male that es ihm leid, seine Freunde nicht milder behandelt zu haben, denen es sicher viel Ueberwindung gekostet hatte, ihn aufzusuchen, wie er sich jetzt sagte. Unter Selbstvorwürfen verbrachte er die halbe Nacht, bis ihn endlich der Schlaf überwältigte. Vom Hunger gepeinigt, irrte er anderen Tages umher, allein an keiner Palme, an keinem Baume fand er eine reife, genießbare Frucht. Gegen Abend wandte er schließlich doch dem Brunnen zu und seufzte erleichtert auf, wie er dort die gebeugte Gestalt wahrnahm. Kurz vor dem Ziele brach er vor Erschöpfung zusammen.

Als er wieder zu sich kam, lehnte er an der gemauerten Einfassung, und fühlte sich merkwürdig gestärkt. Einige Früchte, die ihm der Bettler reichte, genoß er hastig, jeden Augenblick dessen Vordränge erwartend. Der aber wählte mit liebender Fürsorge das Beste aus seinem Vorrathe für ihn aus und verband ihm schweigend das Haupt.

„Fühlst Du Dich jetzt kräftig genug für den Heimweg?“ fragte er, nachdem er Saladin hinlänglich gesättigt glaubte. Dieser bejahte es, und der Krüppel stützte sich auf seinen Arm. Sie begaben sich nach dem verfallenen Hause, wie sonst, und es schien, als habe es nie eine Zeit gegeben, da sie getrennt gewesen. Der Bettler stellte wegen der Vergangenheit keine Frage an Saladin, und dieser fühlte keine Veranlassung, aus freien Stücken sein Unrecht zu bekennen.

Wie vordem verfloßen den beiden die Wochen. Nur erwies der Bettler dem Jünglinge jetzt noch größere Liebe. Kein Tag verging, an dem er seinem Gefährten nicht eine Freude bereitet hätte. Das aber bejähmte und bedrückte Saladin unsagbar, weil er sich nur zu wohl bewußt war, solche Güte seitens des verlassen Genossen nicht zu verdienen. Sein niedergeschlagenes Wesen entging auf die Dauer dem Bettler nicht.

Eines Morgens, da Saladin ihm den Gruß bot, zog er ihn zu sich auf sein ärmliches Lager nieder und begann: „Mein Sohn, wenn Du auch bestrebt bist, es vor mir zu verbergen, sehe ich doch, wie wenig Dir das Dasein, welches Du führst, zusagt. Diese Einsamkeit, dies thatenlose Leben taugt nicht für Dich! Höre meinen Vorschlag: unser Sultan sammelt die edelsten und schönsten Jünglinge des Landes um sich. Aus dieser Leibwache wird er dereinst seinen Nachfolger wählen, da er ohne Erben ist; die anderen erhalten je nach ihrer Befähigung hervorragende Stellungen. Bewirb Dich um einen Platz in dieser Schar! Die Natur hat Dich mit Kraft und Schönheit ausgestattet. Du wirst sicher auf irgend eine Weise Dein Glück machen!“

„O mein Vater,“ rief Saladin bitter, „woher nähme ich wohl ein edles Roth und die nöthige Ausrüstung?“

„Der Kluge sorgt für einen Nothfall,“ entgegnete der Bettler, „und der Weise legt für sein Alter zurück. Der kleine Schatz, den ich mir im Laufe der Zeit bei Seite gebracht habe, genügt für Deine Ausrüstung.“

„Doch sagtest Du eben,“ bemerkte Saladin darauf, „Du habest ihn für Dein Alter —“

„Zurückgelegt,“ ergänzte der Bettler. „Aber Saladin, mein Sohn, wenn es Dir gut geht und Du am Hofe Dein Glück machst, was keinen Augenblick zu bezweifeln steht, so ist doch auch für mich gesorgt! Ich weiß, daß ich keinen Undankbaren verpflichte, wenn ich mein Vermögen für Dich verwende. Den eigenen Sohn würde ich nicht freudiger damit ausrüsten! — Siehst Du in der Ecke dort jene dunklere Fiese? Hebe den Stein auf, er wird Dir nicht viel Mühe machen; darunter findest Du, was Du brauchst.“

Saladin hob den bezeichneten Stein auf; zwei Beutel, die er an der Schwere für mit Gold gefüllt erkannte, lagen in der Höhlung.

„Für den einen erstiehst Du ein Pferd,“ gebot der Bettler, „für den anderen einen geeigneten Anzug und Waffen. Du hast keine Zeit zu verlieren. Begieb Dich sofort auf den Bazar. Der Sultan ist zur Jagd geritten. Du mußt ihm, wenn er heimkehrt, vor dem südlichen Thore begegnen.“

„Woher weißt Du denn, daß er zum südlichen Thore einreiten wird?“ rief Saladin staunend.

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um den Mund des Bettlers, während er antwortete: „Wer zu hören versteht, erfährt viele Dinge. — Doch nun eile Dich, und wenn es Dir gut geht, denke an mich!“

„Du willst den Weg zum Brunnen allein zurücklegen?“ fragte Saladin, aber der Jubel klang aus seiner Stimme.

„Ich fand ihn oftmals schon allein.“ — Saladin schlug das Auge nieder und senkte schuldbehaftet den Kopf.

„Was zauderst Du noch und verlierst thöricht die Zeit?“ trieb ihn der Gelähmte zur Eile.

Das Glück wollte dem Jünglinge wohl. Es gelang ihm, für den einen Beutel ein prachtvolles Pferd zu erwerben, das gerade selbgeboten wurde, für den andern handelte er einen reichen Anzug ein, der ihn so ausnehmend stattlich erscheinen ließ, daß die Leute, an denen er vorbeiritt, stehen blieben und ihm nachschauten. Eine Strecke vor dem bezeichneten Thore stieß er wirklich auf den fürstlichen Jagdzug. Der schöne Jüngling auf dem edeln Rosse erregte sofort des Sultans Aufmerksamkeit. Er ließ ihn zu sich rufen und vernahm mit sichtlicher Freude Saladins Wunsch, der Leibwache zugefellt zu werden, den er zur Stelle gewährte, mit der kurzen Bemerkung, der Leibwache erste Pflicht sei es, den Herrscher im Auge zu behalten und ihm zur Seite zu bleiben. Darauf wandte er das Roth und ritt querselbsten. Die Schar der Jünglinge, unter denen Saladin seine früheren Freunde gewahrte, folgte ihm.

Als sie auf freiem Felde waren, hielt der Sultan plötzlich an. „Diese Edelsteine gehören euch; was jeder greift, ist sein Eigenthum!“ rief er, einen selbden Beutel hochhaltend. Mit einer raschen Schwankung des Armes keerte er ihn, und die werthvollen Steine flogen über das Feld.

Alle sprangen eiligt von den Pferden und stürzten sich auf die Kleinodien, nur Saladin nicht, der sich sagte, der Himmel wünsche nicht, ihn reich zu sehen, da er ihm zweimal seinen Reichthum genommen.

Halb belustigt, halb verächtlich schaute Sultan Achmet eine Weile dem Treiben zu, dann sah er auf Saladin, der regungslos zu Pferde saß. Pränsend bohrte er den Blick in des Jünglings Auge und fragte endlich: „Warum verschmähist Du es, Dich zu bereichern?“

„Sind mir Edelsteine bestimmt,“ antwortete Saladin, „so werden sie mir zu eigen, ohne daß ich sie aus dem Staube zu

lesen brauche. Wenn meines Gebieters Auge auf mir ruht, bin ich reich!“

„Du sprichst nach meinem Herzen, Saladin,“ jagte darauf der Sultan, „Dein Sinn ist fürstlich, und weil Du nicht, um Dich zu bereichern, im Schmutze der Strafe liegst und im Staube wälzt, wie die andern, will ich Dich fürstlich ehren!“ Damit reichte er Saladin einen Dolch, dessen Griff aus einem Smaragd gebildet war. „Wahre ihn,“ fuhr er fort, „wie die fürstliche Bestimmung, die ihn Dir erwarb. Doch zeige ihn nicht!“

Freudestrahlend nahm Saladin das Kleinod in Empfang, während die Gefährten, die nur wahrgenommen hatten, daß Saladin ein Geschenk erhalten, voll Neid auf ihn schauten. Wenige Stunden später wurde ihm eine weitere Auszeichnung zu theil, indem ihm der Sultan ein Gemach von seinen eigenen Räumen abtrat, eine Gunst, die er sonst keinem erwies. Deshalb küßten auch die früheren Freunde Saladins niederfüßlich beim Mahle und sprachen halblaut: „Er griff nicht nach den Diamanten, wie wir; o, er war schlauer, er wußte sich unterdessen des Sultans Zuneigung zu erschleichen! Er hat es ja selbst geküßert, er sei klug geworden, er sei nicht mehr Saladin der Träumer.“

Bei diesen Worten fuhr Saladin auf: „Nein, ich bin nicht mehr Saladin der Träumer, und ihr sollt es einst erfahren, wenn ich mich an euch räche für euren Landauf und für eure Bosheit!“ — In Gedanken sah er sich schon als des Sultans Nachfolger. Ein stolzes Gefühl von Glück und Macht erfüllte ihn, und nicht einen Augenblick gedachte er des Urhebers seines Glanzes, des Bettlers am Brunnen.

Wochen und Monate vergingen dann, ohne daß der Sultan für Saladin eine weitere Gunstbezeugung hatte; im Gegentheil, der Fürst schien ihm mit Absicht zu übersehen und schenkte bald diesem bald jenem aus der Schar seine Neigung. Gram und Mißmuth nagten darob an Saladins Herzen. Aber sein Schmerz stieg auf's Höchste, als an einem festlichen Tage der Herrscher jeden Einzelnen mit einem freundlichen Wort und einem Geschenke beglückte, doch für ihn nicht Gabe noch Wort, nicht einmal einen Blick übrig hatte. Hätte er wenigstens jemandem sein Leid klagen können! Und in den Augen seiner Gefährten las er die helle Schadenfreude. Jetzt, in seinem Schmerze, gedachte er des Bettlers am Brunnen! Mürrisch stand er abseits und theilnahmte sich nicht an den Vergnügungen der Jünglinge, denen der Sultan mit aufmunternden Worten eine Zeit lang zusah. Dann wandte sich der Herrscher von der frohlichen Schar ab, schwang sich rasch auf's Pferd und sprengte davon. Saladin allein bemerkte es; er beckte sich, seinem Gebieter zu folgen. Nach einer ganzen Weile warf der Sultan plötzlich sein Roth herum und rief mit scheinbarem Zorne: „Wie kommt es, daß Du nicht bei den Gefährten bist?“

„Aus meines Gebieters Munde vernahm ich,“ antwortete Saladin unerschrocken, „der Leibwache erste Pflicht sei es, den Herrscher im Auge zu behalten und an seiner Seite zu bleiben.“

Da löste der Sultan von seinem Halse eine Kette von Smaragden, daran des Reiches Siegel hing, und sagte: „Meinen Dolch hast Du schon. Empfange nun auch die Kette und mit beiden Kleinodien die Nachfolgerschaft auf meinen Thron. Ich prüfte Dich. Wohl sah ich, wie Du littest und Dich zurückgezogen fühltest; dennoch bleibst Du auch trotz Gram und Groll stets Deiner Pflicht eingedenk, und für einen Herrscher heißt es ständig: die Pflicht über alles! — Doch zeige Dolch und Kette erst nach meinem Tode. Trage beides unter dem Gewande und laß es Dich nicht schmerzen, wenn ich Dich ferner zurücksehe. Ich thue es mit Absicht; wüßte man, Du seiest mein Erbe, Schmeichler und Heuchler würden sich an Dich hängen.“

Thränen der Freude stürzten aus Saladins Augen.

Am nächsten Morgen verbannte ihn der Sultan aus seiner Nähe und wies ihm ein Gemach bei der Dienerschaft an. Die früheren Freunde Saladins frohlockten laut bei diesem neuen Beweis der Ungnade des Herrschers, und Saladin hatte Mühe, an sich zu halten und sich nicht zu verrathen. Am selben Morgen schlug der Sultan den Weg ein, der an jenem Brunnen vorbeiführte, wo der Gelähmte zu sitzen pflegte. Ein banges Gefühl beschlich Saladin, als harre seiner ein Unglück, wenn der Bettler ihn sehe. Doch hoffte er, vielleicht unbemerkt von seinem einstigen Genossen vorbeizukommen.

Allein zu seiner Bestürzung hielt der Sultan an, zog einen Beutel aus dem Gürtel und ließ Saladin absteigen und dem Gelähmten das Gold bringen.

Verwirrt und zögernd nahte Saladin seinem Wohlthäter. Der Bettler hob den Kopf. „Saladin, mein Sohn,“ rief er voll Freude, erhob sich mühsam und wollte ihn umarmen. Doch Saladin wich vor ihm zurück. „Du irrst Dich“, sprach er bebend, „ich kenne Dich nicht!“

„Saladin, Du kennst mich nicht!“

„Ich kenne Dich nicht, Du irrst Dich,“ wiederholte nun mit fester Stimme der Jüngling und legte hastig den Beutel auf den Brunnenrand.

Der Bettler aber stieß das Gold verächtlich in die Tiefe, während Saladin rasch wieder aufsaß, froh, daß der Sultan schon weiter geritten war und den Vorgang nicht beachtet hatte.

Nach an dem nämlichen Morgen betraute ihn der Herrscher mit einer wichtigen Angelegenheit, in welcher er sofort die Stadt verlassen mußte. Es gelang ihm, sich schnell und glücklich seines Auftrages zu erledigen, und am Mittag des übernächsten Tages sah er schon Balsora in der Ferne liegen, als ein Weiter auf ihn zusprengte, der ihm zur Begrüßung einen Wurfspeer entgegen sausen ließ.

„Ergieb Dich,“ herrschte er, näher kommend, den Jüngling an. „Es soll Dir nichts geschehen, aber die Kleinodien liefere aus, die Du bei Dir führst!“

Doch schon drang Saladin zornig mit dem Säbel auf ihn ein, und ein wilder, erbitterter Kampf begann.

„Du bist tapfer,“ rief sein Gegner nach einer Weile, „allein mit mir nimmst Du es nicht auf. Ich rathe Dir gut: gib Kette und Dolch und behalte das Leben!“

„Nicht Kette, nicht Dolch!“ war Saladins Antwort. Und auf's neue entbrannte der Kampf. Endlich gelang es Saladin, dem Feinde eine Wunde abzugewinnen. Er holte zum Todesstreich aus, und — hielt inne: sein Oheim war es, auf den er den Säbel zückte! Entsetzt, den theuren Verwandten beinahe getödtet zu haben, riß er sein Pferd zurück. „Saladin bin ich,“ klang es von seinen Lippen, „erkenne mich, mein Oheim!“

Aber nun sah er, daß er sich getäuscht hatte. Rasend vor Zorn, weil die günstige Gelegenheit verpaßt war, stürmte er wieder auf den Gegner los. — Und abermals, nach einer kurzen Zeit, war sein Feind in seine Hand gegeben, und abermals hielt er den Todesstreich zurück, denn jetzt glaubte er, den

Bettler vom Brunnen vor sich zu haben. So ging der Kampf ein paar Stunden lang, und wieder und wieder im entscheidenden Augenblicke trug Saladin's Gegner des Bettlers oder des Oheims Rüge. Inzwischen war die Sonne gesunken, und der Mond stieg heraus. Der Jüngling fühlte seinen Arm erlahmen, während die Streiche, die gegen ihn geführt wurden, eher an Kraft zunahmen.

„Zum letzten Male: gib Kette und Dolch!“ rief der Räuber.

„Spar' Deine Rede!“ war Saladin's Antwort.  
 „Du wählst den Tod!“ Klang es darauf drohend an sein Ohr, während Kopf und Reiter vor ihm in's Riesengroße wuchsen. Aber trotz Grauen und Todesgewißheit setzte sich Saladin weiter zur Wehr und holte tollkühn gegen die furchtbare Erscheinung aus; allein sein Säbel zersplitterte in der Luft, und jedes Stückchen wurde zum Blise, der auf sein Haupt zurückfiel. Besinnungslos sank er vom Kofse.

Am andern Morgen erst kam er wieder zu sich. Von seinem Pferde keine Spur! Und jetzt entfuhr ihm ein wilder Schrei: Dolch und Kette waren ihm geraubt!

„Wehe mir!“ stöhnte er. „Als ein Ehrloser stehe ich vor dem Sultan da. Nie mehr kann ich vor sein Angesicht kommen!“ Zu seiner Qual rief er sich die Worte in's Gedächtniß zurück, mit denen ihm der Fürst die Kleinodien gereicht, und mit einem Male verstümmten seine Klagen. „Mir ist recht geschahen,“ sagte er düster, „denn fürstliche Besinnung sollte ich hegen, — und meinen Wohlthäter habe ich feige verleugnet! Die Pflicht über alles! gelobte ich, — und Undank wohnt in meinem Herzen. Des Himmels Strafe ist gerecht! — Tragen will ich, was Sultan Achmet über mich verhängen wird, doch zuvor will ich den Bettler am Brunnen auffuchen und seine Verzeihung ersehen!“

Allein weder am Brunnen noch in dem verfallenen Hause fand er den Bettler. Da begab er sich nach der Stadt, in der große Aufregung herrschte, denn Sultan Achmet war nach kurzer Krankheit verschieden und hatte vor seinem Tode auf die Frage der Großwürdenträger, wen er zu seinem Nachfolger bestimme, geantwortet: „Wer die Reichs-Kleinodien besitzt, meinen Dolch und die Smaragd-Kette mit des Reiches Siegel.“ —

Doch niemand wußte von beiden.  
 Sofort eilte Saladin nach dem Palaste, seinen Schmerz bemeisend. Hier wollte keiner seiner Erzählung, daß der Sultan ihm Dolch und Kette gegeben und ihn zum Nachfolger bestimmt habe, Glauben schenken; denn die Dienerschaft und die Leibwache zeugten dagegen und erklärten, er habe seit langem schon bei dem Herrscher in höchster Ungnade gestanden und sei zuletzt ganz aus seiner Nähe verbannt gewesen.

Und da Saladin Kette und Dolch nicht aufweisen konnte, wurde er als Lügner und Betrüger mit Schimpf aus dem Palaste gewiesen, und die früheren Freunde scharten sich zusammen und gaben ihm höhnend das Geleit. Er aber trug es gelassen und schweigend, nur beschleunigt er seine Schritte. Plötzlich bemerkte er, über den Platz biegend, inmitten eines Menschenmülls eine gebeugte, ihm wohlbekannte Gestalt, die man vorwärts stieß.

„Was wollt ihr mit dem Aermsten?“ rief er und drang mit erhobener Faust auf die Menge ein.

„Ihm wird sein Recht!“ schrie man von allen Seiten, und Saladin erfuhr, der Bettler habe sich vor Monaten tausend Goldstücke zur Auslösung für einen jungen Verwandten geliehen, und da er das Geld nicht zurückzahlen könne, solle er jedes Goldstück mit einem Geißelstrich büßen, wofür sich nicht jemand fände, die Summe für ihn zu erlegen.

Ein Stöhnen kam über Saladin's Lippen, und er schloß vor Schmerz die Augen. „Gebt ihn frei,“ gebot er dann mit rascher Fassung, „ich werde für ihn zahlen!“ Mit trotziger herausforderndem Tone wandte er sich zu seinen früheren Freunden: „Ihr haßt mich,“ sagte er, „weil ich euch euren Undank vorwarf. Wißt, ich hätte mich fürchtbar an euch gerächt, wäre ich Sultan geworden! — Der Himmel hat es anders bestimmt; er will mich in eure Hand geben, damit ihr eurem Haße Genüge thun könnt. Vernehmt: Saladin der Träumer will sich seiner Freiheit begeben, sich selber als Sklaven verkaufen. Für tausend Goldstücke ist er feil!“

„Nein, Saladin,“ widersprach der Bettler, „ich stehe am Rande des Grabes; wenn ich unter den Geißelstrichen erliege, verkliere ich nur eine kurze Spanne Zeit, Du aber sollst mir Dein junges, blühendes Leben nicht opfern! Sei nicht wieder Saladin der Träumer, der ohne Nachdenken handelt.“

„Ich handle mit vollem Bewußtsein dessen, was ich thue,“ erwiderte der Jüngling ernst. „Zweimal wurdest Du mein Retter aus Noth und Elend, und zweimal lobtete ich Dir's mit Undank! Und wenn ich mich jetzt auch für Dich hingebende, bleibe ich dennoch ewig Dein Schuldner!“ Laut rief er dann: „Wer zahlt die tausend Goldstücke für Saladin den Träumer?“

„Wir zahlen sie!“ schallte es vielstimmig zur Antwort, und seine früheren Freunde geboten den Gerichtsdienern, den Bettler loszulassen und Saladin Fesseln anzulegen.

Saladin aber sank vor dem Bettler nieder. „Verzeihe mir und segne mich, mein Vater!“

Darauf legte ihm der Bettler die Hände auf's Haupt und neigte sich über ihn.

Doch als nun die Gerichtsdiener den Knienenden emporreißten wollten, streckte der Greis schützend die Rechte über diesen, und sein Blick traf die Nächststehenden, daß sie bestürzt zurückwichen. „Nähre ihn keiner an!“ sprach er mit eigenem Klange. „Ihr alle wißt, wer die Reichs-Kleinodien hat, ist des Sultans Erbe. Seht hier!“ Damit riß er Saladin's Übergewand zurüd, und siehe, der Dolch mit dem Smaragd-Griffe fiel zu Boden, und um den entblößten Naden des sich selbst Demüthigenden flammte in grünem Feuer die Kette des Sultans.

„Heil Sultan Saladin!“ jauchzte das Volk.

„Habe ich denn Dolch und Kette noch?“ flüsterte Saladin, sich wie im Traume in des Bettlers Armen emporrückend. Sein Blick fiel auf die früheren Freunde, die, zitternd und zagend, am liebsten entwichen wären, wenn sie vor der Menge gekonnt hätten.

Auf sie wies der Bettler: „Dort stehen die Feinde Saladin's des Träumers, den Sultan Saladin nun rächen kann!“ Allein Saladin verfehte hoheitsvoll: „Als schändler Undank mir selber im Herzen wohnt, was ich unnachlässig gegen die Undankbaren, nun ich seiner Herr geworden, vermag ich diesen zu vergeben. Euch allen meine Verzeihung! — Du aber,“ er faßte des Bettlers Rechte, „sollst jetzt meinen Palast mit mir theilen, wie ich vordem Deine Armut mit Dir theilte.“

Doch der Bettler entgegnete: „Geh' ohne mich in den Palast! Laß mich, ich bitte Dich, heute noch dort ruhen, wo ich so lange mein Haupt zum Schlummer hingeliegt!“

„Wohl denn, auf morgen!“ sagte Saladin. „Doch wenn der erste rothe Strahl über den Himmel fliegt, laße ich die Kofse satteln und hole Dich ab! Auf morgen!“

Beim Glanze der aufgehenden Sonne beirat er andern Tages das Gemach des Bettlers. Er fand es leer und das Lager unberührt. Auf dem Lager aber lag der Ring Seldins, den Saladin damals dem vermeintlichen Oheim gegeben.

In Stinnen versunken stand Saladin. Endlich fiel er vor dem ärmlichen Lager nieder, nahm den Ring, preßte ihn an die Lippen und steckte ihn an seinen Finger. Dann erhob er sich und trat mit schweigendem Ernste zu den Seinen hinaus, und — dicht hinter ihm stürzte das Haus zusammen! —

Im Volke aber ging das Gerücht, wenn nicht der Prophet selber, so sei doch ein Engel vom Himmel herabgestiegen, um in Bettlergestalt Saladin den Edeln für den Thron zu betruhen.

Nachdruck verboten.

### In der Strickstunde.

Zu dem Bilde von W. Jehme. — Siehe Seite 9.

Berner Jehme's Pinsel besigt einen ungemein glücklichen Realismus. Wir fühlen uns sofort durch freundliches Behagen gefesselt, wenn wir in das Stübchen vor uns schauen, in dem die gute Schwester in außerordentlich nachsichtiger Weise ihre Strickstunde erteilt. Die halberwachsenen Schullerinnen haben, wie zu Gunsten der hier verantwortlichen Lehrmeisterin angenommen werden soll, ihre Pflicht in betriebliger Weise erfüllt. Zur Belohnung dafür dürfen sie sich am Domino-Spiel ergötzen. Die verschiedenen Typen der jungen Dinger sind prächtig wiedergegeben. Im Vordergrund sibt die Mißtrauische, die ihre Steine in die Schieblade gepackt hat und diese nur so weit öffnet, als es unbedingt nötig ist. Ihr Pessimismus mag vielleicht nicht so ganz ohne Grund sein. Die beiden Freundinnen an der Ecke sind, wie immer, sogar beim Spiel mit einander ein Herz und eine Seele. Das läßt auf treuherzige Gemüther schließen, zumal der Gang der Ereignisse ihren vereinigten Interessen nicht zu entsprechen scheint. Die „Unermüdbliche“ in der anderen Ecke, ein süßes, bleiches Kind, hat nicht mitspielen wollen, weil sie noch nicht so viele Male herumgestrickt hat, als sie es sich für heute vorgenommen, aber der große Triumph, den ihre lustige Nachbarin soeben feiert, erregt doch ihre Theilnahme. Diese hat wahrhaftig fast alle Doppelsteine bekommen, und jetzt legt sie eine Zwei an, die niemand sonst noch hatte, und ist fertig. Hurrah! Da sitzen sie alle mit ihren zwanzig und mehr Domino-Augen, und die alte, gutmüthige Schwester lächelt zufrieden, denn die Gewinnde ist ihre schlechteste Strickerin, aber — ihr ganzer Liebling.

Nachdruck verboten.

### Ein Antrag.

Zu dem Bilde von Mathias Schmid. — Siehe Seite 12.

Da wundern sich die Frauen immer, daß so viele Männer nicht heirathen, und schieben ihnen alle möglichen, und meist recht unliebenswürdigen Gründe zu, die das Beharren beim Junggesellenthume veranlaßt haben sollen. Aber auf das Raheliegendste verfallen sie niemals, nämlich darauf, daß das Heirathen keineswegs so leicht ist, wie es aussieht. Von hundert nachfolgenden Bedenkllichkeiten wollen wir ganz absehen und allein die Anfangsschwierigkeit, den Antrag, in's Auge fassen. Ja, so ein Antrag ist meist eine ganz verfluchte Sache! Die Frauen, die sollten nur einmal zuerst damit herausrücken müssen, dann würden sie ihre Herren Mitmenschen schon nachsichtiger beurtheilen lernen! Nun, wer weiß, wir haben ja manchen netten Fortschritt erlebt; vielleicht erleben wir auch diesen. Und den Männern wird dieser schon recht sein! — Das Schönste ist aber, daß die geehrten Frauen obendrein die Urheberinnen der Unbehaglichkeit beim Antragstellen sind. Man spricht so viel von echt weiblicher Zurückhaltung, von edlem Frauenstolz u. s. w. Jawohl, aber die angebliehen Herren der Schöpfung besitzen auch ihr Zartgefühl, und einen Korb zu bekommen, — ei, es giebt angenehmere Dinge auf der Welt! Und da liegt der Hase im Pfeffer. Die Ueberzahl unserer wohlgezogenen Jungfrauen verhält sich in solchen Fällen so mysteriös, daß der arme Heiraths-Candidat wahrhaftig nicht weiß: glückt es, oder geht die Sache schief? Bist du morgen ein benedicter Bräutigam, oder wirst du die höchste Berstellungskunst anwenden müssen, um dein Mißgeschick vor den Leuten zu verbergen, und wirst Wochen, Monate oder Jahre brauchen, damit dein zertrümmertes Herz nothdürftig antheilhaft an den Freuden dieser Welt weiter functionire? — Ach Gott, mancher südtliche Junggeselle, der, auf diese Weise verängstigt und verkannt, unter Harren und Hoffen, zwischen den Scharen der complicirt angelegten Stadtdamen seit Jahrzehnten herumwandelt, denkt wohl: „Zum Kukud, wäre ich doch ein Banernburische! So einer, wie meinethwegen Mathias Schmid sie maist. Erhens hätte ich da selber mehr Schneid und schließlich und hauptsächlich, ich wüßte dann allerweil, wie ich d'ran wäre! Die Anne-Marie, die Lieserls, die Refers und wie die lieben naturwüchigen Dinger sonst noch heißen mögen, die machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube! Entweder stelle ich den Antrag da erst gar nicht, oder, wenn ich es thue, ist es so gut, als ob die Refers schon ihr „ja“ gesagt hätte. Höchstens ziert sie sich noch ein bißchen und bringt das befehlende Wörtlein scheinbar nur stotternd heraus. Aber zehyrtartig handeln thut sie es gewiß nicht, „sprechen Sie mit meiner Mama“, sagt sie auch nicht, vor allem aber stürzt sie nicht empört davon und läßt mich sitzen mit meiner Blamage für ewige Zeiten! Nein, das thäte kein Refers auf der ganzen Welt! A. W.“

Nachdruck verboten.

### Elephanten.

Zu dem Bilde von W. Kuhnert. — Siehe Seite 13.

Durch Eduard-Hildebrand's bekannte Aquarellen hat das Interesse an Darstellungen aus der Tropen-Welt in Deutschland weitere Verbreitung gefunden, und mit dem Interesse wuchs auch das Verständniß, sodas die heutigen Maler, die uns Neu-Deutschland im dunkeln Welttheile schildern wollen, es keineswegs mit so naiven Auffassungen zu thun haben, wie ihre Vorgänger vor Decennien.

Im Gegenstande erinnert das vorliegende Bild ein wenig an Hildebrand's Ischad-See, und doch ist es wieder etwas durchaus Neues. Das Treiben der thierischen Colosse in der Steppe unseres ostafrikanischen Schutzgebietes ist ungemein lebendvoll aufgefaßt; man sieht sich förmlich in die weite, dämmernde Wildniß hinein versetzt. Ein Lämpel dehnt sich vor uns, aus dem das Wasser bis auf Kette verschwunden ist; die Herde wird geföhmt von einer Hügelkette, davor erstreckt sich ein mit Palmen durchsetztes Dickicht. Die Elephanten stampfen klatschend in dem Schlamm, schnaufen, blasen und trompeten. Das sind die einzigen Töne, die die Stille dieser riesenhaften Einsamkeit unterbrechen. Die Bergegenwärtigung des Contrastes zu dem Treiben der Cultur-Welt um uns herum besitzt einen eigenen Reiz, — wir verneinen, daß so verschiedenartige Leben, das sich gleichzeitig rings auf dem Erdballe bethätigt, mit einem Blicke zu umfassen.

H. v. S.



### Fragen.

Ich bin Verehrerin eines Künstlers, der sich als Mensch leider viel Ärger hat zu Schulden kommen lassen. Man tadelt mich, daß ich sein Bild nicht aus meinem Zimmer entferne. Habe ich mit meiner Verweigerung Recht oder Unrecht?  
 Vererin in Olmütz.

### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Pariser Gefängniß (192). — Das Pariser Gefängniß, in welches der Vicomte de Beauharnais, als Befehlshaber der Rheinarmee, des Verwaeths angeklagt, nebst seiner Gemahlin Josephine, der nachmaligen Kaiserin, gefesselt wurde, war Saint-Pelagie. Erst 1792 wurde Saint-Pelagie Gefängniß; gegründet ward es 1665 als Frauenkloster von der Witwe Marie Bonneau.

Heirath der Tärken (192). — Einer Heirath zwischen Beschädigten würde in der Türkei kein gesetzliches Hinderniß entgegenstehen. Dagegen darf der Mohammedaner seine Rechte nicht betreiben und keine Person, die ihm durch die Milch „verwandt“ ist. Die Amme gilt also gesetzlich als Blutsverwandte.

Vernichtung der Vogelwelt. (8). — Wir nennen Ihnen den unter dem Protectorate der Frau Herzogin Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin stehenden „Deutschen Bund zur Bekämpfung des Vogel-Rassenmordes für Modezwede.“ Im Vorhande sind: Frau Gräfin Buttler-Haimhausen, Haimhausen b. München; Frau Gräfin v. Engel; Frau Gräfin Fabrice, Berlin; Frau W. v. Lutowit, Berlin; Frau Sanitätsrath Käster; Frau Barlaght-Krüger, Berlin; Frau Gräfin Reichenbach, Dresden; Frau v. Schilling, Grells., Riga; Frau Regierungsrath v. Studny, geb. Gräfin Pelati, Berlin. Zuschriften und Beiträge sind an Hrn. A. Engel oder Frau Kath Käster, beide in Wiesbaden, Könenstraße 2, zu senden.

Junge Hamburgerin. — Ja, „die liebe, gute Redaction“ muß leider so grausam sein, auf Ihr kleines Erstlingswerk zu verzichten. Das Manuskript geht zu Ihrer Verfügung, falls Sie unsere Papierkorb als hübsche Begleitbühne nicht vorziehen. — Vielleicht gelingt es künftig besser!

H. v. U. Grandus. — Die Vorlesungen über oberitalische Renaissance-Denkmäler im königlichen Gewerbe-Museum zu Berlin werden von Dr. H. W. Meyer gehalten.

Frau Warrer H. Schwabische-Hall. — Die Zeitschrift Verköhnung, „Mittwochsblatt für unsere vaterländische Gemeinsamkeit“ ist von Herrn von Egidy begründet worden. Sie erscheint in Berlin bei der Actien-Gesellschaft Bionier.

Eine für viele. — Bezüglich des Ludwig-Wilhelm-Krankenheims in Karlsruhe wenden Sie sich wohl am besten direct an den Vorstand; sonst wird Ihnen Frau Infemia von Klerfeld, geb. Gräfin Bollerstem, in Karlsruhe, sicherlich gern die gewünschte Antwort erteilen.

Fräulein M., Berlin. — Die Zeitschrift mit Recht auf ein kleines Versehen aufmerksam, daß durch eine irrthümliche Auffassung der Mittheilungen der betr. Frau Verfasserin entstanden ist, in denen der örtliche Unterschied zwischen Hotel Palmerhouse und Balmerhouse weniger hervortrat. Das Privathaus der Familie Palmer liegt von dem Palmer-Hotel über eine Stunde Weges entfernt.

Professor A. Dorpat. — Die lehrjährige Geburtstagsfeier Schillers hat dem Schillerhause in Warburg wieder reiche Schätze zugeführt, nämlich eine Anzahl von Briefen des Dichters, wie seiner Gattin Charlotte, Dammers und des Herzogs Karl Eugen, ferner wertvolle Manuscripte von Kläber, Hölberlin, Abbe u. a.

Frau v. A., Norisshad. — Pariser Damen tragen jetzt an einer goldenen Kette Scha u- Uhren im Stile Ludwig XV. oder Ludwig XVI., die, mittels einer goldenen Klammer oder eines Sternes an die linke Brustseite gehakt, den Eindruck eines Ordens machen. Die Uhren sind meist mit Schmelz verziert, mit Diamanten und Perlen eingefaßt, während das Ziffernblatt farblich aufgelegt ist.

Franziska C., Eiseners. — Der Wiener Epistler Hippmann soll das Problem, die Photographie in Farben herzustellen, annähernd gelöst haben. Die Erzeuger der betreffenden photographischen Spiegelplatten sind die Brüder Lumiere in Paris. Herr Hippmann erklärt bezüglich dieser Spiegel: „Jeder Erzeuger photographischer Apparate kann mit Leichtigkeit solche anfertigen. Wer immer sich mit der Erfindung und deren möglichen Verbesserungen zu beschäftigen wünscht, wird vor allem festzuhalten haben, welchem Zwecke der von Lumiere konstruirte Spiegel zu dienen hat. Lichtwellen, welche eine Fläche treffen, werden von dieser zurückgeworfen und beugen sich mit anderen Lichtwellen, die dem Wege der ersten gefolgt sind. Die Schneidungspunkte der einander begegnenden Lichtwellen geben dunkle Zonen. Aufgabe der empfindlichen Platte des Objectivs ist die Bereinigung der leuchtenden und der dunkeln Flächen. Dazu brauchten wir ehemals eine Viertelstunde, jetzt erzielen wir denselben Effect in vier Minuten. Da diese übereinandergelagerten Flächen aber von unendlicher Feinheit sind, — für das Roth zum Beispiel resultirt aus den Lichtschwingungen 1/1000 Millimeter, — so bedurfte wir einer reflectirenden Platte von ganz besonderer Empfindlichkeit, um diese unendlich kleinen Vibrationen aufzunehmen. Der Spiegel der Brüder Lumiere genügt für die ersten Versuche, aber ist weder jedem dankbar sein, der etwas noch viel Empfindlicheres angiebt.“ — Die Firma C. Prusch in Berlin befindet sich im Besitze eines Apparates, mit dem Lebensgroße, directe Aufnahmen nach der Natur (natürlich nicht farbige), bei einer Belichtung von 1/100 Secunde, hergestellt werden.